Studien und Kritiken

für

Pädagogen und Theologen

von

A. W. Grube.

Neue Reihe.

Leipzig.
Friedr. Brandstetter.
1871.

Vorwort.

Die hier zusammengestellten Aufsätze sind eine Fortsetzung meiner vor zehn Jahren in gleichem Verlage herausgegebenen Pädagogischen Studien und Kritiken. Sie sind theils in verschiedenen Zeitschriften zu verschiedenen Zeiten erschienen, theils neu. Jene habe ich sorgfältig durchgesehen, verbessert und hier und da auch ergänzt. Alle haben, wenn auch nicht überall unmittelbare Beziehung auf Erziehung und Unterricht, doch einen pädagogischen Hintergrund. Daß ich, über den engeren Kreis der Schule hinausgreifend, den Horizont pädagogischen Interesses ziemlich weit genommen habe, bedarf wohl für bildungslustige Leser keiner Entschuldigung. Der Mensch lebt ja nicht vom Brode allein.

Absichtlich habe ich auf den Titel gesetzt: „Für Pädagogen und Theologen"; denn ich habe zu beiden geredet und zu beiden reden wollen.

In meiner durchaus unabhängigen, durch keine Partei gebundenen und durch keine Rücksichten beengten Stellung habe ich vielleicht den Vortheil, Manches

unbefangener anschauen und ruhiger erörtern zu können, als es Denen möglich ist, die in der Hitze des Parteikampfes viel Staubwolken aufwirbeln müssen.

So sehr ich bemüht bin, im Einzelnen fort und fort zu lernen und mein Urtheil zu berichtigen: so ist mein Streben im Ganzen seit dem Beginn meiner schriftstellerischen Wirksamkeit doch unentwegt das gleiche geblieben; es geht dahin, Kopf und Herz gleichmäßig zu bilden, den einseitigen Richtungen der Pädagogik entgegenzutreten, insbesondere die intellectuelle mit der ästhetischen Bildung Hand in Hand gehen zu lassen und eine durch die andere zu fördern. Von diesen pädagogischen Grundgedanken sind die vorliegenden Studien und Kritiken allesammt getragen, darum stehen sie keineswegs so zusammenhangslos neben einander, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß wohlwollende Leser, die mit mir den besonnenen Fortschritt lieben, das hier Dargebotene als beachtenswerth und auch das früher schon Gesagte noch immer als ein „Wort zu rechter Zeit" erkennen möchten.

Bregenz, am 5. November 1870.

A. W. Grube.

1.

Ueber das Verhältniß der Religion zur Moral.

Vorbemerkung.

Der folgende Aufsatz ist von der Ueberzeugung eingegeben, daß die Ethik und Pädagogik in der Religion ihre kräftigste Wurzel, zugleich aber auch jeder Religionsunterricht nur insoweit pädagogischen Werth hat, als er in und aus dem Glaubensinhalt den ethischen Gehalt zu entwickeln vermag. Das kann nicht oft genug gesagt und wiederholt werden; darum theile ich den schon vor 23 Jahren*) geschriebenen Aufsatz hier mit.

Unter Religion ist hier selbstverständlich die christliche gemeint, und zwar nicht die theologisch und kirchlich modificirte, sondern die Religion Jesu Christi selber, wie sie uns in den Evangelien und ganz besonders in der Bergpredigt und den Parabeln entgegentritt. Diese auf dem Grunde der biblischen Geschichte dem Geiste und Gemüthe der Jugend zu vermitteln, hat die Schule vollauf zu thun. Je ernster und besonnener sie es thut, desto mehr wird sie dem confessionellen Hader, der confessionellen Beschränktheit und Unduld=

*) Pädagog. Monatsschrift von Löw und Körner, 1847, 5.

samkeit entgegenwirken, aber auch dem confessionellen Confirmandenunterricht des Geistlichen einen lebensvollen Inhalt zuführen und somit ihrerseits allem mechanisch angelernten, bloß äußerlichen und darum blinden Glauben entgegenwirken, sowohl theologischen und kirchlichen Extremen gegenüber, welche die Pädagogik zu einer Dogmatik machen, als auch pädagogischen Schwindeleien gegenüber, welche Pädagogik und Theologie, Kirche und Schule als unvereinbare feindliche Gegensätze hinstellen möchten.

Die sittlich-religiöse Erziehung, wenn sie ihr Ziel sicher erreichen will, hat sich vor zwei Abwegen zu hüten, oder vielmehr vor zwei Extremen, in die sie um so leichter geräth, als sie die Richtung beider in sich trägt und ausgleichen soll — wir meinen die einseitig-dogmatische und die einseitig-moralische Erziehung. Jene betont nur den Glauben und verweigert der Vernunft-Entwickelung ihr Recht; diese verkennt die pädagogische Bedeutung wie die innere, nothwendige, ewige Berechtigung des Glaubens und legt einseitig auf das Denken und Wollen den Ton. Jene will nach dem Buchstaben der heiligen Schrift und nach einem starr an den Buchstaben sich anschließenden Systeme die Seele des Kindes umgestalten, eine biblische Ansicht und Lebensweise aufbauen, die von der seit Jahrhunderten fortgeschrittenen Entwickelung des christlichen Geistes abstrahirt, Einen Zeitpunkt festhält, und Alles zurückstößt, was sich in diesem einen Zeitpunkte noch nicht mit dem Christenthume verbunden hatte.*)

---

*) Vgl. Th. Schwartz: Ueber religiöse Erziehung (Hamburg, Perthes), 1854.

Diesem Extreme steht das andere gegenüber in der moralischen Erziehung, welche die historische Seite des Christenthums ignorirt, sich aus reinen Vernunftprincipien aufzubauen sucht, und statt des in Christo geoffenbarten Gottes die sittliche Ehre und das sogenannte Tugend-Bewußtsein auf den Thron setzt. Die, welche sich zu dieser Seite neigen, möchten auch im Unterrichte gern die Religion von der Moral getrennt sehen und letztere als selbständigen Lehrgegenstand behandelt wissen, nicht bloß in Gymnasien, sondern auch in den Volksschulen, und wo dies nicht möglich ist, verwässern sie wenigstens das Religiöse mit dem Moralischen. Die entgegengesetzte Partei wagt sich mit dem Lichte der Vernunft gar nicht an die Glaubenssätze heran, will den Buchstaben nicht vergeistigen, aus Furcht, mit der Form auch den Inhalt zu verflüchtigen und aufzulösen, und sie bleibt unpraktisch, weil sie das biblische Bewußtsein nicht mit dem Bewußtsein der Gegenwart vermittelt.

Es bedarf keines langen Suchens, um beide Richtungen noch fort und fort in unserer pädagogischen Theorie wie Praxis walten zu sehen, namentlich aber im Religionsunterrichte; und es bedarf keines langen Beweises, daß namentlich die einseitige Ansicht von der Religion und Moral, die einseitige Fassung ihres Begriffes Schuld ist an so vielen Einseitigkeiten im Lehren. Weil so Viele die Religion von der Moral wohl unterscheiden, aber nicht in gleichem Maße die höhere Einheit, in der beide zusammenkommen, sich klar machen, kommen sie leicht dahin, auch in der Praxis den Unterschied festzuhalten, anstatt das Eine durch das Andere zu beleben, das Eine in dem Andern festzuhalten.

In dieser Hinsicht wollen wir im Folgenden ver-

suchen, etwas schärfer, als es gemeinhin zu geschehen pflegt, der Sache auf den Grund zu gehen.

Religion und Moral sind allerdings zwei verschiedene, wenn man will entgegengesetzte Dinge, aber sie stehen nicht in einem solchen Gegensatze, daß sie sich gegenseitig ausschließen, sondern in dem Gegensatze zweier Pole, die sich wechselseitig bedingen. Ihre Begriffe sind correlativa, in ihrem Grunde zusammenkommend, von derselben Einheit getragen, nur nach zwei verschiedenen Richtungen auseinandergehend. Wer also ihr Wesen erkennen will, der darf nicht bei ihrem Unterschiede stehen bleiben, sondern muß denselben in seiner Einheit „begreifen".

Der sittliche Mensch findet die Richtschnur seiner Thätigkeit in sich, in seiner Vernunft, das Sittengesetz ist das Gesetz seines eigenen Wesens; — der religiöse Mensch findet das Gesetz für sein Handeln außer sich, in Gott, das Gesetz tritt als Offenbarung Gottes von Außen an ihn heran, er handelt nicht aus eigener Vernunft und Kraft, sondern Gott wirkt in ihm beides, das Wollen und Vollbringen. Wenn Jener spricht: Was bin ich mir? so dieser: Was bin ich Dir? Die sittliche Welt ist das Diesseits, die Erde; die religiöse das Jenseits, der Himmel; jene faßt nur das Verhältniß des Menschen zum Menschen, der Mensch ist ihr Alles; diese weiß nur von einem Verhältniß des Menschen zu Gott, Gott ist ihr Alles; der Eine handelt gut um des Guten willen, der Andere um Gottes willen. Das ist der Unterschied.

Nun aber ist der Gegenstand des Sittengesetzes das Gute und der Gegenstand der Religion gleichfalls das Gute; daß letzteres als persönliches Individuum angeschaut

und verehrt wird, jenes als abstracte Idee, ist kein Unterschied des Wesens, sondern ein psychologischer. Das unbedingte, ohne alle Einschränkung gedachte Gute, das Gute „schlechthin", nennt der philosophische Sprachgebrauch die „Idee des Guten", die religiöse Anschauung aber „Gott". „Das Gute" ist der Begriff in der Abstraction festgehalten, das Prädicat ohne das Subject; „der Gute" ist dasselbe Gute als persönliches Leben angeschauet. Wie aber Gott (Person) gar nicht gedacht werden kann ohne das Prädicat „gut", so ist eben dieses Prädicat nicht denkbar und ein Wesenloses ohne das Subject, von dem es getragen wird. Das Gute setzt den Guten voraus, wie das Denken ein denkendes Wesen; und das absolute Gute, die Idee des Guten im Menschengeiste, den absoluten göttlichen Geist.

Wäre die Idee des höchsten Gutes bloß ein Gedanke des menschlichen Geistes, der nur im denkenden Subject Bestand hätte, ohne objective Wesenheit: so würde die sittliche Weltordnung zum Widerspruch, die Tugend zur Thorheit. Denn indem der Mensch das Gute als das Höchste anerkennt, der Idee desselben sich unbedingt unterwirft, macht er eben damit das Gute zu einem Göttlichen, Ueberirdischen, über alles Sinnliche schlechthin Erhabenen, dem er irdisches Wohlsein, Leib und Gut zum Opfer bringen muß, vor welchem als der absoluten Größe jede andere als eine relative zurücktritt. Wäre die Tugend bloß das Gesetz im Menschen ohne Beziehung auf den Gesetzgeber, so wäre sie endlich wie der Mensch, ein Bedingtes, Relatives, und der sittliche Tugendheld handelte thöricht, ein Vergängliches dem Vergänglichen aufzuopfern. Die Thatsache, daß ein Gesetz im Menschen spricht, welchem dieser unbedingten Gehorsam schuldig ist,

führt nothwendig auf die andere Thatsache, daß der endliche Geist nur ist und lebt durch einen unendlichen. Jedes individuelle Ich setzt ein Ur-Ich voraus, jede menschliche Freiheit eine göttliche. Wie die wahre Religion die Sittlichkeit fordert, so weist diese auf jene hin. Der Mensch wäre kein sittliches Wesen, wenn er nicht zugleich ein religiöses wäre. Denn, wie J. Paul treffend bemerkt, wer etwas Höheres, nicht bloß im Grade, sondern dem Wesen nach sucht, als was das Leben zu geben oder zu nehmen vermag, der hat „Religion“.*)

Da die Gottheit nicht gedacht werden kann ohne die höchste moralische Vollkommenheit, so kann sie auch nur an Denen Gefallen finden, die dem Sittengesetze gehorchen. Das, was die „Idee“ der sittlichen Vollkommenheit von dem Menschen fordert, ist dasselbe, was „Gott“ von dem Menschen verlangt, und wer der Idee des Guten sich unterwirft, thut den Willen Gottes. Wie man nicht Gott lieben kann ohne das Gute zu lieben, so auch nicht das Gute ohne Gott, den persönlichen Urquell desselben. Die objectiv-göttliche Vernunft in der Offenbarung ist keine zweite, andere, dem Wesen nach verschiedene von der subjectiven Menschenvernunft (sonst könnte sie von dieser gar nicht „vernommen werden“), und die Stimme des Gewissens in uns ist zugleich die Stimme des Richters über uns. Daß menschliche Unvernunft sich vielfach an die Stelle der göttlichen Vernunft gesetzt, für höhere Offenbarung ausgegeben und mit der Stimme des Gewissens das grausamste und schändlichste Spiel getrieben hat, kann hier, wo es sich

---

*) Vgl. die schöne Stelle in Richter's Levana „über Bildung zur Religion“.

um das reine Wesen des Christenthums handelt, nicht in Betracht kommen.

In der alten Welt waren Religion und Moral zwei völlig getrennte und einander fremde Dinge: darum war die Moral ohne Kraft und artete aus zum Egoismus. Die Religion aber blieb todt, für die Sittlichkeit indifferent, ja sie ward ihr sogar schädlich, indem sie mit leerem Gepränge und Formenwesen den sittlichen Geist betrog.

Der hohe unendliche Werth des Christenthums für die Erziehung des Menschengeschlechts besteht eben darin, daß Religion und Moral in ihm auf das Innigste verbunden sind, und Eins gar nicht sein kann ohne das Andere. Die religiöse Anschauung Gottes als des „Vaters aller Menschen" ist zugleich die reinste sittliche der „Idee des Guten", das christliche Gebot von der „Liebe" drückt zugleich die höchste Form sittlicher Vollendung aus. Wer in Gott den allliebenden Vater der Menschen erblickt und ihn als solchen verehrt, der sieht und behandelt die Menschen als Brüder und Schwestern, als Glieder Eines Reiches, als „Nächste"; und wiederum bekommt durch die Religion die sittliche Anschauung der Menschheit die höchste Weihe, denn Gott ist in der menschlichen Natur offenbar worden, Alle sind „göttlichen Geschlechts". Darum folgt auf das Gebot „Liebe Gott über Alles" unmittelbar das andere (denn es ist in ihm enthalten), „das dem gleich ist": „und deinen Nächsten als dich selbst". Wer Gott liebt, muß eben darum auch die Menschen lieben. „So Jemand spricht: Ich liebe Gott! und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet? Und dieß

Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebe." (1 Joh. 4, 20, 21.)

Sobald die Religion diese „Liebe" verläßt, trennt sie sich auch von der Sittlichkeit, und artet aus zum Fanatismus, zum Haß und zur Verfolgung Andersgläubiger, zur Versteifung in Dogmen, zur geistlosen Orthodoxie.

So geschah es im Mittelalter, wo man im Namen Christi und zur Ehre Gottes unschuldige und fromme Christen als „Ketzer" verbrannte, so in den Tagen der Reformation und von Reformatoren selbst, die sich auch unter einander wegen abweichender Lehrmeinungen verfeindeten und verfolgten, so bis auf unsere Zeit von katholischen und protestantischen Zeloten, die, wenn sie die Macht hätten, auch noch Folter und Scheiterhaufen gegen Andersgläubige in Anwendung bringen würden. Der Papst mit seinen Römlingen verflucht noch immer die, welche sich nicht zur sogenannten „alleinseligmachenden" Kirche bekennen, säet Haß und Zwietracht zwischen Völkern und Fürsten, zwischen Gliedern Eines Staates, Eines Stammes, Einer Familie. Es ist nicht zu leugnen und auch auf den höheren Stufen des Religionsunterrichts recht scharf hervorzuheben, daß es Zeiten gab, wo aus der christlichen Kirche der sittliche Geist des Christenthums völlig geschwunden schien; das Kreuz, dieses Symbol der erlösenden Liebe, ist nur zu oft durch ein ebenso herrschsüchtiges als geistloses Pfaffenthum zum schrecklichen Zeichen der Knechtung der Geister, zu einem Fluch der Menschheit geworden; oft genug ist die Religion Jesu Christi von der „christlichen Religion" geschmähet, verfolgt und an's Kreuz geschlagen worden und wird noch immer gekreuzigt.

Aber dennoch ist, obwohl vielfach getrübt, verunstaltet und verleugnet, der christliche Geist, welcher die Sittlichkeit nicht außer sich, sondern in sich hat, in allen Jahrhunderten lebendig geblieben, das Licht hat immer wieder die Finsterniß überwunden und das von Jesu Christo der Menschheit eingepflanzte Lebensprincip hat mit unwiderstehlicher Kraft die Fesseln gesprengt, in die man es einzuschnüren suchte. Vermöge seiner sittlichen Energie hat das Evangelium civilisirend auf alle Nationen gewirkt, die es auf- und anzunehmen vermochten, und die ganze Geschichte der europäischen Menschheit beruhet zuletzt auf der Entwickelung des im Christenthum gegebenen sittlichen Geistes, der das Ewige bleibt im zeitlichen Wechsel der von kirchlichen Parteien angenommenen und verworfenen Glaubenssätze und Lehren, der kirchlichen und staatlichen Formen.

Die christliche Liebe ist begeisterungsvolle uneigennützige Hingabe des Einzelnen an die Menschheit, weil sie zugleich volle und reine Hingabe des Menschen an die Gottheit ist. Der Vorwurf der Selbstsucht und Herrschsucht einer Priesterkirche und Hierarchie trifft nicht das Christenthum als solches, sondern seine Entartung, sein Zurücksinken in's Judenthum und Heidenthum. Priesterthum und Hierarchie sind nicht von Dem eingesetzt, der seinen Jüngern alles Trachten nach Herrschaft und Rangordnung in dieser oder jener Welt streng verwies, der als der einzige Hohepriester sich selbst zum Opfer brachte und durch dessen Tod die ganze Menschheit ein priesterliches Geschlecht werden sollte. Nicht in pharisäischem Hochmuth der Rechtgläubigkeit und Werkheiligkeit, nicht in heidnischem Prunk und Usurpiren weltlicher Macht hat das Evangelium seine Kraft bewährt,

sondern unter Verzicht auf allen äußeren Schein und Glanz, auf alle weltliche Ehre und Macht in der sittlichen Erneuerung der Menschheit. Das war auch das Große und Weltgeschichtlich-Bedeutende der Reformation, daß sie den Glauben als einen sittlichen Act wieder zur Geltung brachte, welcher, als die ganze Persönlichkeit erfassend, nicht mit einzelnen „guten Werken" umgeht, sondern die Gesinnung schafft, und alles Thun und Lassen heiligt, indem es von der Selbstsucht freigemacht wird.

Im evangelischen Sinne sind Glaube und Liebe nur verschiedene Seiten der Auffassung einer und derselben Sache; darum ist die christliche Glaubenslehre immer zugleich Sittenlehre und die christliche Ethik immer zugleich Dogmatik. Indem aber beide innig verbunden sind, können sie sich auch gegenseitig stützen und berichtigen. Der Glaube bewahrt die Moral vor kalter Nüchternheit und unlebendiger Abstraction, während die Moral den Glauben vor unpraktischen Phantasien schützt und vermöge ihrer Klarheit und Bestimmtheit alle trüben, unklaren und unvernünftigen Vorstellungen, zu denen die Religion mit ihrer vorherrschenden Mystik sich hinneigt, über kurz oder lang als werthlos oder schädlich aufweist.

Liegt aber — so kann nicht bloß, so muß gefragt werden — im christlichen Glauben an einen Himmel, der die Guten belohnt, an eine Hölle, welche die Bösen peinigt, nicht ein egoistisches Princip, das, weil es den Lohn der guten That nicht in ihr selber, sondern in einem von Außen ihr gewährten Vortheil findet, auch ein unsittliches Motiv ist? Ist nicht die Lehre von einer Hölle und ewigen Höllenstrafen ein Abschreckungsmittel, das dem evangelischen Geist, welcher die Furcht austreibt

(denn Furcht ist nicht in der Liebe) geradezu widerspricht? Allerdings. Es ist aber wohl zu unterscheiden zwischen dem Wort Christi und der Auffassung seiner Jünger, zwischen der Idee und ihrer bildlichen Versinnlichung, die zu grobsinnlichen Auffassungen Anlaß gab. Die Lehre von einem Gott, der da Vater ist aller Menschenkinder, der da will, daß Allen geholfen werde und daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, hätte von vornherein die krasse Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, und was man daran gehängt hat, ausschließen oder rectificiren sollen, wenn nicht dem sinnlichen Menschen das Festhalten des reinen Gedankens so schwer würde.

Daß aber, weil der Glaube im Gefühl wurzelt, auch die christliche Sittenlehre auf das Gefühl zurückgeht, macht diese nicht egoistisch. Kann doch auch die Moral der Gefühlsgrundlage nicht entbehren.

Wenn die Philosophen sich mit ihrer selbständigen, von der Religion unabhängigen Sittlichkeit rühmen, daß sie die Tugend um der Tugend willen, ohne Beziehung auf ein Anderes, ohne Rücksicht auf Belohnung in diesem oder jenem Leben, verehrten, während die Religion das Wohlgefallen Gottes, Seligkeit und Verdammniß im Jenseits ꝛc. als äußere Motive herbeiziehe: so ist das im Grund doch nur eine Abstraction. Der sittliche Mensch handelt pflichtgemäß, nicht allein weil er die Pflicht als solche *erkennt*, aus bloßer *Achtung* mit dem Verstande, sondern weil er sie als das innerste Gesetz seines Wesens *fühlt und empfindet*, weil er nur in der Erfüllung seiner Pflicht *Befriedigung*, d. h. *Frieden mit sich selber* findet, und nur in diesem Frieden sich *wohl* fühlt. Dieß Gefühl, welches die Tugend un=

mittelbar begleitet, und auch da, wo die sinnliche Natur leidet, in aller Macht hervortritt, ist nicht weg zu demonstriren, und muß auch auf dem bloß moralischen Standpunkte als die eigentliche Triebfeder zum Guten anerkannt werden. Eben dieß Gefühl der inneren Uebereinstimmung mit unserm Wesen ist auf religiösem Standpunkte die Uebereinstimmung des menschlichen und göttlichen Willens, und wird in der heiligen Schrift „Friede und Freude im heiligen Geist, Gottseligkeit, Kindschaft mit Gott" 2c. genannt, und wenn die religiöse Sprache von einer „ewigen Seligkeit und ewigen Verdammniß" redet, so soll damit nichts Anderes ausgedrückt werden, als die unbedingte (absolute) über alle Zeit erhabene, zu aller Zeit an das Gute oder Böse geknüpfte Folge, die nicht als ein Aeußeres, willkürlich Verhängtes an die That herantritt, sondern aus dem Inneren, dem Wesen derselben organisch sich entwickelt. „In's Himmelreich kommen nicht Die, welche Herr Herr sagen, sondern welche den Willen thun meines Vaters im Himmel",*) sprach Jesus Christus, und daß er unter dem Himmelreich nicht das abstracte „Jenseits", sondern den im Innern des Menschen zum Bewußtsein kommenden Zustand verstehe, erklärte er einst den Pharisäern, da sie ihn fragten „wann das Gottesreich komme?" „Es kommet nicht von Außen her, sondern das Himmelreich ist inwendig in Euch."**) — Wie es aber im Geiste der Religion liegt, die psychologische Entwickelung in der sittlichen Natur des Menschen als Geschichte und That Gottes, die allgemeine Idee in concreter Anschauung

---

*) Matth. 7, 22.

**) Lucä 17, 20. 21.

vorzustellen: so werden die Folgen der Sünde als Lohn und Strafe des göttlichen Gerichts, als Himmel und Hölle, so wird das ewige Gericht Gottes im Menschen als einzelner Gerichtstag 2c. von dem religiösen Gemüthe angeschaut. Die in dem Unterschiede der Religion und Moral begründete verschiedene Anschauungsweise hebt aber das gleiche Wesen in beiden nicht auf, zufolge dessen der Fromme nicht eines äußeren Vortheils willen das Gute thut, sondern der inneren Vortrefflichkeit willen. Nicht weil Gott es befohlen hat, thut der Christ den Willen Gottes, sondern weil Gott es befohlen hat, weil er seine Idee des Guten in Gott findet, und nur das als das höchste Gut anerkennt, was von Gott kommt.

Unter den Tugendhelden, die von der Gefühlsseite des Menschen ganz abstrahiren zu müssen glaubten, haben es die Stoiker am weitesten gebracht, aber zugleich gezeigt, wie die Höhe, zu welcher sie sich emporschwangen, eine unnatürliche, künstliche war. Denn der Weise, welcher gegen alle Freuden und Schmerzen sich abhärtet, muß sich gegen die Gewalt der äußeren Eindrücke möglichst verschließen, damit sie den Frieden seiner Seele nicht stören; von seiner Höhe sieht er auf die anderen gewöhnlichen Menschen herab als auf Wesen niederer Gattung und verächtliche Thoren; er ist zu sehr mit seiner eigenen Größe beschäftigt, hat zu viel Mühe, auf dem gewaltsam errungenen Platze sich zu behaupten, um mit ganzem Gemüthe an dem Leben und Treiben der gemischten Menge Theil zu nehmen, ein warmes Gefühl für seine Nebenmenschen sich zu bewahren. Indem er das Gefühl seiner irdischen Existenz zu unterdrücken sucht, um nur das Gefühl seiner Tugend zu haben, stumpft er

das Gefühl für die Menschheit ab;*) indem er die Sinnlichkeit tödtet, um der Tugend Leben zu geben, wird er seiner Tugend nicht froh, ein ernstes, kaltes, mürrisches Wesen. Auch der höhere und höchst entwickelte Mensch ist nicht bloß Gedanke, sondern auch Gefühl. Diese Doppelseite in der Natur des Menschen, welche die Stoa nicht beachtete, und die Muhammed auf der entgegengesetzten Seite zu sinnlich nahm, ist im Christenthum bewundernswürdig berücksichtigt: durch das Gebot der Liebe. Keine Philosophenschule, kein Moral-System hat nur annähernd zu wirken und zu leisten vermocht, was das Christenthum mit dieser seiner praktischen Ethik leistete, welche zugleich ideal und volksthümlich die Massen ergriff, keine „höhere Geistesbildung" zur Auffassung verlangte, sondern nur guten Willen und gesunden Menschenverstand. Wo es bei der „bloßen Gesetzlichkeit" bleibt, da wird die Pflicht nur geübt mit Bekämpfung der Neigung, der sittliche Mensch liegt ewig im Streite mit dem sinnlichen, dieser ist jenem, und jener diesem eine Last. Wo aber die Liebe Gottes den Menschen ergriffen hat, da ist die Pflicht keine Last mehr für ihn, sondern eine Lust, zur Pflicht gesellt sich die Neigung, das „Du sollst" wird zum „Ich will" und die Sinnlichkeit wird zur Sittlichkeit emporgehoben nicht dadurch, daß sie von ihrem Gegenstande erdrückt wird, sondern dadurch, daß sie sich mit ihm erfüllt. „Die Liebe ist keine kalte Achtung, kein bloßes Geschäft der urthei-

*) Von dem größten Stoiker Cato weist Cicero in seiner Rede für den L. Murena nach, daß er eben durch seine Tugendhöhe zu einer klugen und gemeinnützigen Beobachtung seiner Pflichten unfähig, und ein Mann geworden sei, der nicht mehr in die Verhältnisse paßte, worin er stand.

lenden Vernunft, kein übermüthiger selbstsüchtiger Stolz; ihrer Natur nach mit Gefühlen des Wohlwollens, des Vertrauens, der Dankbarkeit, der Theilnehmung, der Hoffnung verknüpft, gibt sie dem Herzen eine Innigkeit, eine Wärme, einen Eifer, der alle Kräfte in Bewegung setzt, und den beschränkte Wesen, dergleichen wir sind, haben müssen, wenn sie etwas Großes leisten sollen; sie ist sich endlich nie selbst genug, sondern sucht immer Gegenstände des Wohlwollens außer sich, mit welchen sie in Verbindung treten will."*) Weit entfernt, das Wohlwollen gegen die Menschen abzustumpfen, gibt das Christenthum vielmehr das wirksamste Mittel an die Hand; wo die Liebe lebendig wird, stirbt die Selbstsucht. Ruhen doch alle philantropischen Bestrebungen der Gegenwart, alle Wohlthätigkeits- und Unterstützungsvereine und Gesellschaften, deren Zweck dahin geht, auch dem Gedrückten und Armen eine menschenwürdige Existenz zu verschaffen, auf evangelischem Grunde und in christlicher Cultur. Eine Religion, welche den Nächsten lieben heißt wie uns selbst, und die Nächstenliebe der Gottesliebe nicht unterordnet, sondern gleichstellt, welche den Geist und das Wesen der heiligen Schrift in das Gebot setzt: „Was Ihr wollt, das Euch die Leute thun sollen, das thut ihnen" (Matth. 7, 12), welche selbst das Leben zum Opfer bringen lehrt, wenn es das Wohl der Menschheit gilt (1 Joh. 3, 16) und selbst den Feind nicht ausgeschlossen wissen will von der Liebe (Matth. 5, 44—48), und zwar einer Liebe, die kein leeres,

*) „Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf" von Dr. F. V. Reinhard. Fünfte Auflage. Mit Zusätzen und Anhängen von Dr. Heubner. (S. 82.)

müßiges Wohlwollen ist, sondern vom Apostel also commentirt wird: Lasset uns nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der That und Wahrheit (1 Joh. 3, 18): eine solche Religion kann unmöglich der praktischen Menschenliebe hinderlich sein und „das Wohlwollen gegen die Menschen erkälten". Es ist aber ihre Aufgabe, den Menschen in seinem Erdenleben die Beziehung auf Gott und das Jenseits nicht verlieren zu lassen; die verschiedenartigen Verhältnisse des menschlichen Lebens in der Familie, in der Gemeinde, im Staate führt sie sämmtlich auf das Eine Verhältniß des Menschen zu Gott zurück; sie hat es keineswegs mit den bürgerlichen und staatlichen Verhältnissen als solchen zu thun und überläßt solches der Moral, welche umgekehrt überall das göttliche Gesetz im menschlichen nachweist, das Göttliche auf das Menschliche zurückführt, überall die menschlichen Verhältnisse des staatlichen Lebens in's Auge faßt und hier die religiösen Grundsätze praktisch macht. Das Christenthum wäre nicht die vollkommenste Religion, die Religion aller Zeiten und Völker, wenn es eine bestimmte Form des Staates und der Gesellschaft zu seiner Basis und Bedingung gemacht hätte. Es wendet sich nur an den Menschen, für den zu allen Zeiten, in allen Ländern, bei jeder Individualität das Gebot gilt: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Wenn einige Moralphilosophen, in ihrer abstracten Fassung der „Liebe Gottes" zum Beweise, daß die Gottesliebe die Menschenliebe entkräfte und hindere, Aeußerungen religiös-begeisterter Liederdichter anführen, wie folgende:

Keinem Andern sag' ich zu,
Daß ich ihm mein Herz aufthu',
Dich alleine laß ich ein,
Dich alleine nenn' ich mein.

(Aus dem Kirchenliede: Jesu komm doch selbst zu mir.)

oder:

Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr,
Ich bitt', wollst sein von mir nicht fern
Mit deiner Gnade Gaben.
Die ganze Welt erfreut mich nicht,
Nach Himmel und Erde frag' ich nicht,
Wenn ich nur Dich kann haben. —

so ist auch hier das Wahre der Sache von den Uebertreibungen derselben wohl zu unterscheiden. Vor Gott dem absoluten Gute ist jedes irdische Gut ein nichtiges, vor der höchsten Größe muß jede andere Größe schwinden. Wer Gott nicht „über Alles" liebt, der liebt ihn gar nicht, und wer mit Beziehung auf Gott den Dingen dieser Welt einen gleichen Werth zugesteht, der hat weder das Eine noch das Andere erkannt, denn er verwechselt das Ewige, Unendliche mit dem Zeitlichen und Endlichen. In diesem Gefühl der Hinfälligkeit alles Irdischen kann ein gottbegeistertes Gemüth wohl singen: die ganze Welt erfreut mich nicht ꝛc. Das höchste Gut schließt aber die Tugend nicht aus, sondern ein, und wie wir das schon erörtert haben, man kann nicht Gott und Christum lieben und gegen das Sittengesetz sündigen. Die Tugend gehört nicht zu den irdischen vergänglichen Dingen, sondern ist ja wie das Göttliche ein Unbedingtes, über die Schranken der Sinnenwelt absolut Erhabenes; folglich gilt nicht von ihr das „Eitelkeit über Eitelkeit", sondern von Dem, was als ein Vergängliches sich der Tugend

in den Weg stellt und gleichen Rang mit ihr haben möchte, und über das die Tugend am besten triumphirt, wenn sie es mit Verachtung in seine Schranken zurückweist. Wenn die religiöse Sprache, um das Verhältniß recht anschaulich zu machen, von einem „Hasse der Welt und was von der Welt ist" redet, wie ja auch Christus sprach: „Wer nicht hasset Vater und Mutter, Bruder und Schwester 2c. um meinetwillen, der ist mein nicht werth", so soll hiemit nur die unbedingte Verehrung des Göttlichen, keineswegs ein Haß gegen die Menschen bezeichnet werden, man muß es nur verstehen, sich in die religiöse Anschauungsweise zu versetzen, um die religiöse Ausdrucksweise zu würdigen. Wenn auch manche gefühlsselige Christen in der Ueberschwenglichkeit ihres Gefühls das persönliche Verhältniß zu ihrem Gott zu sehr in's Menschliche herabgezogen haben, so daß vor ihrem religiösen Gefühl die sittliche Welt des Handelns in den Schatten tritt: so kann aus individuellen Aeußerungen keine Anklage gegen die Religiosität als solche gemacht werden. Uebrigens ist auch gar nicht zu verkennen, daß das Christenthum als in der unvollkommenen Menschheit sich entwickelnd durch mancherlei Unvollkommenheiten und Auswüchse und Verirrungen hindurchgegangen ist und hindurchgehen wird, — daß es oft mit einer gesunden Moral in Zwiespält gerathen, in der Absperrung des wirklichen Lebens, in der Flucht vor dem Realen, in unpraktischer Askese das Gottwürdige gesucht hat und eben dadurch, daß es vom ethischen Wesen sich löste, sich selber untreu wurde. Es ist aber auch vom philosophischen Standpunkte aus keineswegs exact, daß die Kritiker Auswüchse, Uebertreibungen und auch bloß einzelne Entwickelungsstufen des Christenthums festhalten, nicht sie

im Ganzen der Entwickelung erkennend, sondern herausreißend aus der Kette sie als ein Ganzes hinstellen, der Idee des Christenthums unterschieben, und nun von dieser sagen, was nur von jenen gilt.

Daß wir den ganzen sittlichen Aufschwung, den die Menschheit seit achtzehnhundert Jahren genommen hat, dem Christenthume verdanken, braucht wohl nicht bewiesen zu werden; daß wahre Religiosität sich stets auch in kräftigem sittlichen Wirken offenbart, und weit entfernt, letzteres zu unterdrücken, dasselbe vielmehr erst hervorgerufen und gestärkt habe: wird der, welcher in der Geschichte zu lesen versteht, nicht verkennen. Von den Helden der Reformation wurde die Lehre vom Glauben zur Hauptsache gemacht, an eine selbstständige Bearbeitung der Moral gar nicht gedacht — und doch die Moral entschieden praktisch gehoben. Man wird es einem Luther gewiß nicht zum Vorwurf machen können, daß ihn seine Religiosität untüchtig gemacht oder abgestumpft habe für ein energisches Eingreifen in die irdischen Verhältnisse, für ein kräftiges sittliches Handeln. Wenn der Glaubensheld „nicht durch eigene Vernunft und Kraft" zu Gott kommen, nicht durch „die Werke" vor Gott gerecht werden wollte: so war dieß kein Herabdrücken des moralischen Menschen, sondern ein Emporheben desselben durch die Erfüllung mit dem religiösen „Gottmenschen", eine weit höhere Stufe der Sittlichkeit als die katholische „Werkheiligkeit".

Die religiöse Forderung der Wiedergeburt, Gottähnlichkeit 2c. ist zugleich die höchste sittliche: Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit seinem inneren Gesetz. In Christus ist die sittliche Forderung erfüllt, zur Thatsache geworden, denn in ihm hat sich die ethische

Einheit von Gott und Mensch persönlich dargestellt, und durch ihn, der das göttliche Ich im Menschen von den Fesseln der Selbstsucht und des Irrthums erlöste, sollen auch die Menschen Eins werden mit Gott und damit Eins mit dem sittlichen Gesetz in ihnen. Er, der Freie, hat uns den Weg der Freiheit gezeigt, indem er ihn selber wandelte. Der Glaube an Christum ist nichts Anderes, als die subjective Theilnahme des Menschen an jener That des göttlichen Geistes, wodurch der erdgeborne, endliche, sündliche Mensch emporgezogen wird aus seiner Beschränktheit und Sündhaftigkeit zu der „unendlichen Freiheit der Kinder Gottes". Damit das göttliche Subject, die unbedingte, unendliche Persönlichkeit, wie sie in Christo offenbar worden ist, Gestalt und Leben gewinne in dem endlichen Menschen-Subjecte, muß dieses, wie es Hegel treffend bezeichnet hat, einen negativen Proceß durchmachen, worin es sich mit seiner aus dem Individuellen noch nicht zum allgemeinen, Alles erfüllenden Geiste vorgedrungenen Vernunft, mit seinem Willen, seiner Kraft als nichtig erkennt, an sich selber verzagt, seinen (den naturbedingten, irdischen, sündlichen) Willen daran gibt und aufopfert: damit Gott in ihm Alles in Allem sei. So wird die endliche Persönlichkeit zu einer unendlichen, die bedingte zu einer unbedingten (das Gesetz, die Bedingung nicht mehr außer sich, sondern in sich habenden) Person, zu einem „Kinde Gottes", an welches nun der Befehl ergeht: Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel! Das selbstsüchtige Ich wird da zum göttlichen Ich: Herr, ich zwar, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! — und wie der Apostel spricht: Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebet in mir; — in demselben Sinne sprach Luther: „Denn ich kenne auch

selbst nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen; ich predige auch nichts von ihm, sondern von Christo. Der Teufel mag ihn holen, wenn er kann; er lasse aber Christum mit Frieden, so bleiben wir auch wohl." Ist auf diese Weise Gott in dem Menschen lebendig geworden und zum Bewußtsein gekommen, dann ist auch eine Begeisterung, ein Schwung, eine Kraft in dem sittlichen Menschen erzeugt, die ihm jedes Opfer leicht macht: er kämpft nicht mehr mit menschlichen, sondern mit göttlichen Waffen. In diesem persönlichen Verhältniß zur persönlich angeschaueten Idee des Guten liegt eine Kraft, welche auf dem bloß moralischen Standpunkte fehlt. Wer die Religion von der Sittlichkeit wegnimmt, der macht diese starr und todt, denn er entzieht ihr die Lebenswärme und schneidet ihre Wurzel ab; und wer die Sittlichkeit von der Religion wegnimmt, der tödtet auch diese, denn er macht sie zu einem todten Glauben oder zum Werkzeug des Fanatismus. In der Wissenschaft kann die Moral von der Religion losgetrennt und als ein Selbständiges dargestellt werden, aber deshalb ist, was der abstrahirende Verstand sondert, nicht getrennt im Leben oder soll es doch nicht in der Erziehung sein. Die Sittlichkeit kann nur erblühen auf Grund und Boden der Religion, sie kann auf den Menschen, insofern er ein sinnliches Wesen ist, nur wirken, insofern sie in der Religion wirkt. Das ist ihre pädagogische Bedeutung. Durch die Religion wird der Mensch zur Sittlichkeit erzogen, an diesem Satze müssen wir festhalten, wenn nicht Religion und Sittlichkeit ein leerer Schall und todter Buchstabe werden sollen, und darüber mögen schließlich noch einige Gedanken hier Platz finden.

Die Religion ergreift den ganzen Menschen, den geistigen und sinnlichen, und sie ergreift zuerst den sinnlichen, um des geistigen Herr zu werden. Sie hat es nicht, wie die Moral, mit dem abstracten Begriff des Guten zu thun, sondern stellt das Gute concret vor die Anschauung und macht es dem Menschen fühlbar. Wie der Monarch das Gesetz, der Gerichtshof die Gerechtigkeit in concreto darstellt, so macht die Religion die Moral sinnlich, und letztere dadurch dem Kinde, dem Volke, das nicht abstrahiren kann, mit Einem Wort dem sinnlichen Menschen zugänglich. Bevor der Mensch Achtung vor dem Gutem als solchem haben kann, soll er schon das Gute üben; dieß ist nur möglich dadurch, daß die Idee des Guten sich ihm in der guten Person verkörpert, und die Ehrfurcht vor und Liebe zu dieser guten Persönlichkeit sein Gefühl ergreift. Das Kind wird durch die Liebe zu seinen Eltern getrieben, ihren Willen zu thun, nicht durch die Erkenntniß, daß dieser Wille gut ist. Im Betreff des sittlichen Ideals sind aber alle Menschen Kinder, weil alle sinnliche Wesen. Das abstracte Schulgesetz bleibt für den Schüler eine leere Formel, wenn es nicht in der Person des Lehrers an ihn herantritt, von der Liebe und Hochachtung zu dem Repräsentanten des Gesetzes getragen wird. In dieser Liebe tritt die Neigung auf Seite der Pflicht und wird, indem sich beide verschmelzen als Pflichtgefühl, das Motiv zum pflichtmäßigen Handeln. Der empfindende Mensch muß immer erregt sein, wenn der wollende in Bewegung kommen soll. Ein bloßer Verstandesbegriff treibt nicht zum Guten; die Erkenntniß stellt zwar das Gute als Object hin, aber das Gefühl muß die Triebfeder bilden, um das Subject an das Object heran zu

bringen. Darum nimmt die sogenannte moralische Erziehung, welche ohne die Religion fertig werden zu können meint, den Götzen der Ehre zu Hilfe, geräth aber eben damit gar leicht in den Egoismus und Stolz, der die Hauptsache der christlichen Sitte, die aufopfernde Selbstverleugnung verschmäht.

Bevor der Mensch soweit kommen kann, die Idee des Guten so lebendig in sich zu erzeugen, daß sie zum kategorischen Imperativ wird, daß die Vorstellung der Pflicht nicht bloß das Erkennen, sondern auch das Fühlen und Wollen in Anspruch nimmt, aus dem Gemüthe hervorgeht: muß er schon eine hohe Stufe der Bildung überhaupt erreicht haben; muß er nicht bloß die Kraft besitzen, für die Erkenntniß von allem sinnlichen Beiwerk zu abstrahiren, sondern auch für das Anerkennen und Wollen den sinnlichen Menschen zurückzudrängen. Hat er es aber auch bis zu der Idee gebracht, so droht doch dem sittlichen Hochbilde fortwährend Gefahr, in dem Gewirr und der Zerstreuung des irdischen Lebens getrübt zu werden; jeder Affect kann das Ideal von seiner Höhe herabziehen. Die Arbeit des abstrahirenden Erkennens wie des abstrahirenden Wollens muß da immer von Neuem vorgenommen werden, und läuft immer von Neuem Gefahr, zu verunglücken, da sie dem Zufall Preis gegeben ist. Das sittliche Ich, das im Menschen zur Herrschaft kommen soll, ist zugleich das sinnliche, zur Sünde geneigte Ich, und je mehr letzteres seine Stimme erhebt, desto mehr wird ersteres zum Schweigen gebracht. Wie soll nun der Mensch sich selbst das Gesetz sein, vor sich selbst, d. h. seinem sittlichen Ich, Respect haben, wenn er sein gutes Selbst durch sein schlechtes Selbst verdunkelt, wenn er das ganze Ich nicht achten kann?

Was nöthigt ihn, das eine Gesetz in ihm zu befolgen, wenn das andere Gesetz in ihm sich noch viel stärker geltend macht, wenn er jenes auch nur für ein menschliches zu halten geneigt ist, wie dieses, also der sittlichen Mahnung keine größere Berechtigung zugesteht, als der sinnlichen Lust? Was soll ihn bewegen, ein Gesetz zu befolgen, von dessen Gesetzgeber er nichts weiß oder dessen Befugniß er nicht anerkennen mag?

Da tritt denn die Religion an das Menschenkind heran, und giebt dem menschlichen Gesetze die göttliche Weihe, damit er das, was er in seinem Wesen verkennen und überhören könnte, als göttliches Wesen erkenne und verehre; die Religion bietet dem schwachen Menschen die Hand, und stellt das in ihm schwankende Gesetz dar in objectiver Gestalt, das in dem Proceß des Erkennens sich unvollkommen Entwickelnde als ein vollkommen Entwickeltes, als geschichtliche Thatsache in der göttlichen Offenbarung, die nicht allein an den hochbegabten denkenden Geist, sondern auch zu den geistig Armen sich wendet und von dem sinnlichen Menschen verstanden wird.

„Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer", so begann Christus seine Bergpredigt, und er konnte so sprechen, weil er in seiner Person die Einheit des Glaubens und der Liebe, der Religion und Sittlichkeit darstellte, anschaulich und faßlich für Alle, und eine Lehre verkündigte, welche das höchste Ziel der Menschheit: die *Einigung und Verbrüderung*, als den *Willen Gottes* offenbarte — verbindlich und trostreich für Alle.

2.

Ueber K. Gerok's Blumen und Sterne.*)

(Stuttgart und Leipzig 1868.)

Gerok's Name ist auch den Norddeutschen nicht nur wohl bekannt, er ist ihnen auch lieb und werth geworden. Durch seine „Palmblätter", „Pfingstrosen" und durch seine „Predigten", die namentlich in Preußen gern und viel gelesen werden, hat der verehrte Mann sich ein großes und dankbares Publicum erworben. Nun brachte als sehr willkommene Festgabe die Weihnachtszeit einen neuen duftigen Blumenstrauß von Gedichten unter dem oben angeführten Titel und in wenig Wochen war die starke Auflage vergriffen.

Ich betrachte das als ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit, die, was auch überspannte Zeloten und beschränkte Eiferer dagegen sagen mögen, keineswegs irreligiös geworden und im Materialismus versunken ist. Mag an unsere gegenwärtige sogenannte „Bildung" sich viel Oberflächlichkeit, Rohheit, Unbildung hängen; mag durch die übermäßige Romanleserei und die sehr in's Kraut schießende moderne Lyrik mancher reine und gute

*) Schulblatt für die Provinz Brandenburg, 1868, 2.

Geschmack, besonders in der weiblichen Lesewelt, verdorben werden: das wahrhaft Edle, das sittlich und religiös Gehaltvolle bricht sich dennoch Bahn und der Sinn für ernstère Lectüre ist den Zeitgenossen eben so wenig abhanden gekommen, als die Liebe zum lauteren, einfachen Bibelwort, mag dieses unmittelbar aus der Quelle, oder in Form der Predigt oder des Liedes und leicht beschwingten Gedichtes dargereicht werden. Was aber die Zeit entschieden nicht will, was höchstens im Parteigetriebe und Sectenwesen, aber nicht als treibende Kraft im Großen und Ganzen zur Geltung kommen kann: das ist jene selbstbewußte Rechtgläubigkeit, deren Ziel und Zweck hierarchisch ist, jener bornirte Confessionalismus, der nicht die Einheit, sondern den Unterschied sucht, nicht Eintracht auf dem Boden der christlichen Kirche, sondern Zwietracht stiftet.

Nicht als ob das Confessionelle als solches vom Uebel wäre — es ist ja der Kelch, in welchem die Blüthe des Allgemein-Menschlichen im Christenglauben sich entwickeln muß; der Glaube, weil er eine Geschichte, weil er menschliche Einzelwesen zu seinen Trägern hat, wird, sobald er zum Bekenntniß sich formt, auch stets ein individuelles Gepräge tragen: — aber das zu einer bestimmten Zeit und von Menschen, welche durch die Cultur dieser Zeit beschränkt waren, formulirte Bekenntniß darf nie sich anmaßen, Selbstzweck zu sein, als ein Absolutes, Unveränderliches sich zu geberden mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit, es ist immer nur Mittel zum Zweck.

Wo und wenn das Mittel zum Zweck gemacht wird, da wird dieser selbst gefährdet. Jene todte im abstracten Verstande festgefahrene lutherische Orthodoxie der beiden vergangenen Jahrhunderte hat die edelsten Geister dieser

„rechtgläubigen" Kirche entfremdet, ja den Christenglauben selber in Mißcredit gebracht. Der heutige Ultramontanismus in der katholischen Kirche, der unter dem Himmelreich des Evangeliums ein wohlorganisirtes Priesterregiment versteht, bringt der Kirche selber keinen Segen; er stumpft die Gemüther ab und macht sie gleichgültig wider das Christenthum selber oder regt sogar die Leidenschaften auf zur Feindschaft gegen alles Kirchenthum.

Die Bibel ist nicht confessionell und das Christenthum, das im Menschen das Ebenbild Gottes wiederherstellen will, die reinste Humanität. Die Grundlehre des Evangeliums in ihrer einfachen Gestalt und göttlichen Kraft, das welterlösende Leben und Leiden des Heilandes, der sittliche Kern des Christusglaubens: das sind die Fundamente, auf denen die katholische und protestantische Kirche sammt allen Confessionen der letzteren sich aufbauen und auf die sie immer zurückgehen müssen, wenn sie das christliche Leben nicht verlieren wollen. Oft genug ist freilich im Confessionellen das Christliche untergegangen und freie in sich starke Geister werden das Confessionelle auch für ihr religiöses Leben mehr als einen Hemmschuh denn als ein Förderungsmittel zu betrachten geneigt sein. Aber das Confessionelle bleibt nichtsdestoweniger eine Macht, die in der Beschränktheit des menschlichen Wesens beruhend und mit demselben nothwendig gegeben, auch eine bedeutend positive Seite hat, wofern nur das Besondere nicht über das Allgemeine gesetzt, der trennende Unterschied nicht zum feindlichen Gegensatz erhoben wird. Daß dieses heutzutage noch vielfach geschieht, ist nicht abzuleugnen, wird aber von allen denkenden Christen und tieferen Gemüthern als ein Druck schmerzlich empfunden.

Da tritt denn die christliche Kunst zu uns heran, und hilft die Schranken und Einseitigkeiten der Bekenntnisse überwinden, indem sie das Gemeinsame gegenständlich, den in ihnen enthaltenen humanen Kern sichtbar und fühlbar macht und zum Genusse darreicht. König Friedrich Wilhelm IV. durfte mit gutem Gewissen dem Katholiken Cornelius die Frescogemälde zum Campo santo, dem protestantischen Friedhofe, übertragen. Wir freuen uns der Herrlichkeit eines Raphael und Michel-Angelo, ohne uns daran zu stoßen, daß diese Meister Katholiken waren, und der Katholik kann die Bilder aus der Apokalypse von Albr. Dürer — falls er nicht von confessionellen Vorurtheilen eingenommen ist — besitzen und werth halten, ohne Gewissensscrupel, seinen Glauben zu verletzen. Klopstock's Messias und geistliche Lieder, ja das Meiste und Beste aus dem Schatze protestantischer Kirchenlieder, dürfte der Katholik füglich sich aneignen. Die echte und wahre Poesie steht, wie die Musik, Malerei und Bildhauerkunst, über den Confessionen.

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß Dichter, Musiker, Maler und Bildhauer, um echte Künstler zu sein, confessionslos sein müßten. Die Madonnen eines Raphael oder Murillo sind echt katholisch und konnten nur auf katholischem Boden entstehen, gleichwie die Malerei eines Dürer im Ganzen nicht nur den nordisch-germanischen, sondern einen protestantischen Charakter hat. Die Oratorien eines Händel und Bach und selbst die eines Mendelssohn athmen den protestantischen Glauben, so gut wie die frommen Lieder eines P. Gerhard, Gellert und Klopstock. Aber die beengenden Fesseln, das bloß Zeitliche und Individuelle der Confession, die Schranken der Formel, welche die Abstraction des Ver-

standes gezogen hat: die sind abgestreift. Darum liegt wie in der christlichen Musik, so auch in der christlichen Poesie, insbesondere im christlichen Liede eine befreiende Macht, welche die Gemüther zugleich erhebt und erbauet, indem sie das Gemeinsame des Christenglaubens zum lebendigen Gefühl und Bewußtsein bringt. Darum haben Dichtungen wie K. Gerok's „Palmenblätter" und Jul. Sturm's „fromme Lieder" in unserer Zeit so viel Anklang gefunden, obwohl sie meist in einem mittleren poetischen Niveau lyrischer Didaktik und didaktischer Lyrik sich halten und nicht zu den poetischen Erzeugnissen ersten Ranges gehören. Sie gehen nicht darauf aus, rechtgläubig oder pietistisch gefärbt zu sein, sind aber eingegeben von lebendigem Christenglauben, durchdrungen von religiöser Wärme und getragen von dem Geiste edler Humanität, der in der Bibel selber lebt und webt.

Diese humane Gesinnung, in welcher Christenthum und Menschenthum sich durchdringen, dieser unbefangene Blick in's ganze volle Menschenleben, diese Groß- und Weitherzigkeit, welche von keiner theologischen Schule sich einengen und gefangen nehmen läßt, welche die belebende Seele in allen Gerok'schen Dichtungen ist und in ihnen einen schönen treffenden Ausdruck gefunden hat: das ist's, was seiner Poesie das Herz von Tausenden im lieben deutschen Vaterlande gewonnen, so daß sie in Nord und Süd, und nicht nur in protestantischen, sondern auch in katholischen Familien eine heimathliche Stätte gefunden hat.

Karl Gerok, früher Stadt-Decan, jetzt Oberhofprediger und Prälat in Stuttgart, hat in dieser seiner amtlichen Stellung eine reiche seelsorgerische und clericale Wirksamkeit. Die dichterische Production

ist seine Erholung von den Sorgen und Anstrengungen des Amtes und zugleich eine Fortsetzung desselben, eine Erweiterung dessen Umfanges. Seine Poesie ist recht eigentlich auf theologischem Boden erwachsen, groß und stark geworden, ja man kann wohl sagen, sie war schon in seiner Theologie ursprünglich vorhanden und mitgesetzt. Auf seltene, aber höchst glückliche und durchaus harmonische Weise ist in Gerok der Geistliche und Dichter vereinigt und beide arbeiten sich getreulich einander in die Hand. Der Dichter macht den Kanzelredner beredt, klar und einfach, giebt ihm den schönen gehobenen abgerundeten Vortrag und bewahrt den Gottesgelehrten vor dogmatischen Abstractionen und Spitzfindigkeiten. Und hinwiederum giebt der Gottesgelehrte dem Dichter würdigen Stoff und Gehalt, das sittliche Gleichgewicht und die praktische Richtung auf die erbauliche Lehre. Der pfarramtliche Beruf erhält den Dichter in steter und mannigfaltiger Berührung mit dem Leben und bewahrt ihn vor jenen phantastischen Sprüngen und Absonderlichkeiten, denen manche Lyriker, die eine bloß literarische Existenz haben, so leicht anheimfallen.

Im treuen Anschluß an die biblische Geschichte und Lehre hat Gerok's Muse eine positive Grundlage und einen sichern Halt gewonnen. Sie hat den in der Bibel enthaltenen reichen Schatz des edelsten poetischen Metalls ausgeprägt und in Curs gesetzt. Die „Palmblätter" breiten ihre schönen Wipfel aus über die ganze Heilsgeschichte und setzen sich in den „Pfingstrosen", welche die Apostelgeschichte zum Gegenstande haben, fort. Wir haben da poetisch ausgelegte Texte vor uns, dichterische Predigten, die hier und da wohl fast zu sehr in's Lehrhafte, niemals aber in die platte und matte Abstraction

gerathen und im Ganzen ebenso vortrefflich componirt als rein poetisch concipirt sind.

Da könnte denn Mancher fragen: Ist's nicht genug an dem poetischen Element, das in der Bibel und in der christlichen Heilsgeschichte selber enthalten ist und in seiner einfachen Schöne jedes empfängliche Gemüth, des Gelehrten und Ungelehrten, zu ergreifen vermag? Wozu die moderne poetische Nachdichtung? Darauf ist zu antworten mit dieser Frage: Wozu predigen denn unsere Geistlichen über Bibeltexte, die ja ohnehin, soweit sie zu unserer Lebensrichtschnur und Seligkeit dienen, Jedermann verständlich und faßlich sind? Sie wollen eben erklärt und erläutert, vom Standpunkte unserer Erkenntniß und Bildung, unserer Bedürfnisse und Strebungen beleuchtet sein, damit wir sie auf unsere Verhältnisse anwenden können. Und so bringt uns auch der Dichter, und der Dichter nicht bloß, sondern auch der Künstler überhaupt, Manches zum poetischen Bewußtsein und zu ästhetischer Anschauung, was wir zuvor nur dunkel empfunden, geahnt oder ganz übersehen hatten — dadurch, daß er's zum zweiten Male aus seinem Gefühl, seiner Phantasie und Gedankenwelt heraus erschafft, daß er's aus dem Geiste, der Stimmung, die wir, seine Zeitgenossen, mit ihm theilen, neu bildet und so zum Verständniß bringt. Der Dichter oder Maler bringt uns mit Einem Schlage ein Wort oder eine Scene gemüthlich so nahe, wie es stundenlange Predigten und die gründlichste prosaische Erläuterung nicht vermöchte.

Gerade darum habe ich Gerok's Dichtungen in diesen Blättern zur Sprache gebracht, weil sie Manches bieten, was auch der Lehrer für seinen Schulunterricht, namentlich für den Religionsunterricht, verwerthen kann. Und

zwar haben sie diese praktische Bedeutung, weil sie poetisch werthvoll sind, weil Ethisches und Aesthetisches sich decken. Sie ziehen an und fesseln durch eine einfach schöne Sprache, durch ebenso klare als warme Darstellung, durch künstlerische Abrundung und einen zarten Duft, der als Ausstrahlung eines feinsinnigen Dichtergemüths sie lieblich umhüllt gleich dem bläulichen Nebel, welcher in heiteren Sommertagen das ferne Gebirge so reizend und anziehend macht, der es einhüllt, ohne seine Umrisse zu verdunkeln oder zu verwischen.

Diese Vorzüge zeichnen, und zwar in noch höherem Maße, auch die „Blumen und Sterne" aus. Der Dichter geht da noch einen Schritt weiter und bringt uns zum Bewußtsein, daß seine reproductive Poesie auf einem sehr productiven lyrischen Talente beruht, das sich mit den besten Lyrikern der Gegenwart messen darf. Neben einigen Gedichten, welche in Stoff oder Form an vorangegangene classische Muster erinnern, oder auch wohl zu leicht und glatt sich geben, um unser Interesse länger zu fesseln, bringt uns Gerok in dieser neuesten Sammlung seiner Gedichte so viel Eigenthümlich-Schönes von echtestem poetischen Schrot und Korn, daß wir den Reichthum und die Vielseitigkeit seiner Lyrik ebenso bewundern müssen, wie wir die Gesinnung und das Gemüth, das aus jedem Gedichte so freundlich uns anspricht, lieben und ehren. Er reicht uns in der That liebliche Blumen dar voll zarten Duftes und frischen Farbenschmelzes, und mancher Blumenstern weist uns hin auf höhere Sterne, die am blauen Himmelszelt mit unvergänglichem Glanze blühen.

Der Inhalt ist in vier Abschnitte getheilt: 1) Aus Gottes Wort. 2) Von Flur und Feld. 3) Aus Welt

und Zeit. 4) Von Haus und Herd. Ich will aus jedem Abschnitte einiges Charakteristische hervorheben.

Was uns in I. so wohlthuend entgegentritt, das ist die schöne Einheit des Natur- und Gottesgefühls, die Freude an der Erscheinungswelt als Abglanz der höhern übersinnlichen Welt des Glaubens. Gleich zu Anfang werden wir durch das herzgewinnende Weihnachtslied erfreuet: „Der schönste Baum." Nicht die hohe Palme, nicht die stolze Eiche, auch nicht die süßduftende Linde ist's, welche den Preis erhält, sondern der schlichte Tannenbaum, der im Schnee des Winters grünt, an den sich die Festfreude der Weihnachtszeit knüpft. So singt der Dichter sein Lied vom „schönsten Baum" und hält darin eine poetische Predigt über den Text: „Also hat Gott die Welt geliebt."

— — —
Da blüht in finstrer Winternacht,
Umstarrt von Schnee und Eis,
Ein Frühling auf in bunter Pracht,
Am dunkeln Tannenreis.

Da bringt der schlichte Tannenbaum
Des Paradieses Glück,
Der ersten Unschuld Kindestraum
Der armen Welt zurück.

Und draußen blickt der Sterne Schaar
Mit wunderholdem Schein
Wie Engelsaugen mild und klar
Vom Himmel hoch herein.

Und aus der Himmel Himmel sieht's
Herab mit Vaterblick,
Und durch die dunkeln Lüfte zieht's
Wie himmlische Musik:

„Also hat Gott die Welt geliebt,
Daß er aus freiem Trieb
Uns seinen Sohn zum Heiland gibt,
Wie hat uns Gott so lieb!“

Wie die goldene Frucht aus silberner Schale reicht uns der Dichter den Bibelspruch, nicht als abstracte Lehre oder Nutzanwendung, die an die Fabel gehängt wird, sondern als den concentrirten Ausdruck des Gefühls, das schon in der ganzen vorangegangenen Naturbetrachtung waltete und mächtig war.

Derselbe Geist, dieselbe schöne, klare Anschaulichkeit und Wärme des Gefühls waltet in den Oster- und Pfingstliedern. Das sinnige „Wer feiert die fröhlichsten Ostern?“ sowie das prächtige wie vollstimmiger Orgelton einherrauschende Pfingstlied:

Pfingsten ist kommen, nun schmückt sich der Wald und die Haide,

sind den Lesern des „Daheim“ schon bekannt und lieb geworden. Lieder wie dieses Pfingstlied oder das Osterlied mit dem wirksamen Strophen-Kehrreim und das lebensfrische am Meere selber gedichtete „Christus am Meere“, das in der 3. Auflage neu hinzugekommen ist (II, Tagebuchblätter aus Helgoland), würden jedem christlichen Gesangbuche zur Zierde gereichen, obwohl sie durchaus nicht für diesen Zweck gedichtet sind. Schön, sinnig und innig ist „Jakobs Traum“ ausgelegt, und man sieht da recht, wie der Dichter auch ein Erklärer und Erläuterer und Prediger ist, der das Bibelwort zugleich auslegt und anwendet und seinen reichen poetischen Gehalt wie seine symbolische Tragweite erschließt, indem er es mit seinem Gefühl und seiner Phantasie beleuchtet und erwärmt. Es ist ein kühnes Dictum, das an die alten griechischen Tragiker gemahnt: Alles ist ein

Traum! — Auch der Glaube ist ein Traum! — der doch andererseits wieder das Gewisseste, die festeste Zuversicht ist und sein soll. Und doch haben wir das Höchste in unserm Geist und Gemüth nur als Ahnung, als vorübergehenden Lichtblick aus einer Welt, über welche ein Vorhang gebreitet ist, den kein Sterblicher zu lüften und aufzurollen vermag.

Ein Stein ist sein Kissen, der Himmel sein Zelt,
So schlummert der Pilger auf offenem Feld.

Das Land ist so fremd und so sauer der Gang,
Sein Haupt ist so müde, sein Herze so bang.

Da lächelt das Antlitz des Schläfers entzückt,
Dieweil er im Traume gar Schönes erblickt:

Geöffnet des Himmels hellstrahlende Thür,
Draus schweben die Engel Jehovah's herfür. — —

Und nachdem uns der Dichter die Geschichte erzählt hat, kommt er dann im zweiten Theil des Gedichtes zur sinnigen Anwendung auf sich selber:

Die Last auf dem Rücken, den Stab in der Hand,
So wandr' ich wie Jakob als Pilger durch's Land.

Das Land ist so fremd und so sauer der Gang,
Doch wandr' ich getrost und doch ist mir nicht bang.

Und fragst du mich, was mich so muthig gemacht,
Es ist nur ein Traum, ein Gesichte der Nacht.

Ein Traum ist mein Glaube, mein Hoffen ein Traum,
Nicht wurzelt's im Staube, im irdischen Raum.

Kein Aug' hat's gesehn, kein Ohr hat's gehört,
Was Gott in den Höhen den Seinen bescheert;

Und was ich in Stunden des Glaubens gehofft
Mir selbst ist's entschwunden gleich Träumen schon oft.

Doch tief in dem Innern, da dämmert mir froh
Ein selig Erinnern: Es ist ja doch so.

Es ist ja kein Traum, der den Träumer berückt,
Es ist ja kein Schaum, was den Geist mir entzückt.

Es gilt, was im Hoffen, im Glauben ich sah:
Der Himmel ist offen, die Engel sind nah.

Der Gott meiner Väter hält über mir Wacht,
Bis daß er den Beter nach Hause gebracht.

Und leg' ich am Ziele mich schlafen im Feld,
Die Erde zum Pfühle, den Himmel zum Zelt,

Dann öffnet sich wieder das himmlische Thor,
Dann tragen mich Brüder, die Engel empor.

Dann darf ich entschweben zum lichteren Raum,
Zum Traum wird das Leben, zum Leben der Traum.

Das ist nicht bloße Rhetorik und Betrachtung, es ist lautere vollwichtige Poesie des in die Stimmung übergeführten Gedankens, der die Seele der betreffenden biblischen Geschichte ist, von welcher freilich so manche buchstabengläubige Theologen, welche die biblische Geschichte wie diplomatische Actenstücke ansehen, keine Ahnung haben. Der Raum verbietet, auch das aus den Stimmen der Engel, Patriarchen, Propheten ꝛc. zusammengesetzte und doch als echter Hymnus aus Einem Guß auf uns wirkende „Lied im höhern Chor" mitzutheilen; ein vielstimmiges Concert, mit erhabener Pracht zuletzt in Jubelaccorden ausklingend. Es gibt Zeugniß von der großen Leichtigkeit und Gewandtheit, mit welcher der Dichter seinen Stoff in Fluß zu bringen und zu beherrschen weiß, streift freilich fast an die gefährliche Grenze des „Kunststücks".

Aus Abschnitt II. möchte besonders das tief elegische „Hochsommer" hervorzuheben sein, in welchem Gedichte jenes Gefühl der Wehmuth, das uns bei aller Pracht, Lust und Wärmefülle des Augustmonats überkommt und

daran gemahnt, daß der Höhenpunkt des Jahres bereits überschritten ist, auf sehr zarte und sinnige Weise zum Ausdruck gekommen ist. „Sommersneige" und „Sommerfriede" sind dem gleichen Gefühls- und Anschauungskreise entnommen, wie auch die „Novembersonne". Die Jahreszeiten bleiben wie die Liebe mit ihren Leiden und Freuden der nie versiegende Quell gefühlvoller Lyrik und in diesem seinem lebendigen tiefen Naturgefühl zeigt uns der Dichter, daß auch sein Gottesgefühl gesundes Leben und reiche Fülle hat. Wohlthuend, wie wenn wir aus freundlichen Thalgründen und von sanften Bergabhängen emporsteigend plötzlich auf einen hohen Berggipfel gestellt werden und das weite Erdenrund zu unseren Füßen erblicken, berührt uns nach den vorangegangenen Stimmungsbildern aus engerem Kreise des Gemüthslebens das „Meer" mit seinem urfrischen Lebensdrange und seiner unendlichen Kraft. Der rechte Lyriker muß Freude an dieser Erdenwelt haben, sie darf ihm kein bloßes Jammerthal sein; er muß in dem Sonnenglanz, der über die Schöpfung ausgebreitet ist, den Lichtstrahl der Ursonne erkennen und empfinden, deren Ewigkeit sich in der Zeitlichkeit, deren unendliche Majestät sich in der Endlichkeit offenbart. Ganz bezeichnend für diese gesunde naturfrische Richtung seiner Lyrik will der Dichter in „des Sängers letzter Frühling" nicht im Dunkel des Krankenzimmers sterben; stellt — so gebietet er —

Stellt den Stuhl mir unter's offne Fenster,
Wo der Apfelbaum von Blüthen duftet,
Wo durch Wälder blüh'nder Obstgelände
Ueber helle frischbegrünte Matten
Zu den blauen schöngeschweiften Bergen
Aug' und Seele sanften Flugs sich schwingen!

„Süßes Leben" — so fragt er — „sollt ich dich verachten, holde Erde, sollt ich dich verlästern, weil der Pilger hingeht in der Kürze?" und die Antwort lautet:

Nein, du hast mir Herberg' lang gegönnet,
Hast mit bunten Blumen mich ergötzet,
Hast mit süßen Früchten mich gelabet,
Warest meiner Kindheit weiche Wiege,
Warst mein Paradies der Jugendträume,
Warst das Saatfeld meiner Mannesjahre,
Gönnest meinem Staub das letzte Bette,
Bist und bleibst ein Garten meines Gottes,
Voll von Wundern seiner Macht und Güte.

Und mit derselben Liebe zur Natur, mit welcher der Dichter den Greis von dieser Erde Abschied nehmen läßt, weiß er sich in den naiven Kindersinn zu versetzen, dem die tanzenden Schneeflocken eine wahre Festfreude sind und mit diesem Naturbild wiederum die höhere Freude über das nahende Weihnachtsfest in Verbindung zu setzen.

Die Kindlein sehn's mit Frohlocken,
Sie drängen an's Fenster sich dicht,
Sie verfolgen die silbernen Flocken,
Die Mutter lächelt und spricht:

Wißt Kinder, die Engelein schneidern
Im Himmel jetzt früh und spät;
An Puppenbettchen und Kleidern
Wird auf Weihnachten genäht.

Da fällt von Jäckchen und Röckchen
Manch silberner Flitter bei Seit',
Vom Bettchen manch Federflöckchen;
Auf Erden sagt man: es schneit.

Im III. Abschnitt sind meist Sagenstoffe und geschichtliche Scenen zu anmuthiger Darstellung gekommen.

Für den Lehrer möchten die bekannten Züge aus dem Leben Karls des Großen, welche der Dichter ausdrücklich „deutscher Jugend zu Lust und Lehr" verfaßt hat, von besonderem Interesse sein. Leicht und keck hingeworfen, mit dem in den beiden letzten Verszeilen scharf anprallenden männlichen Reim, getragen von gut volksthümlichem Humor, werden diese Gedichte, wenn sie der Lehrer in einer Geschichts- oder Lesestunde seinen Schülern zum Besten gibt, viel Glück machen. Von den acht Nummern möge die erste hier eine Stelle finden. Sie ist überschrieben:

Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitiren,
Da prüft' er scharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchstabiren,
Ihr Vaterunser, Einmaleins und was man lernte mehr;
Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

Gleich wie der Hirte schied er da die Böcke von den Schafen,
Zu seiner Rechten hieß er stehn die Fleißigen, die Braven.
Da stand im groben Linnenkleid manch schlichtes Bürgerkind,
Manch Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind.

Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
Und wies sie mit erhabner Hand zur Linken, in die Ecke,
Da stand im pelzverbrämten Rock manch feiner Herrensohn,
Manch ungezognes Mutterkind, manch junger Reichsbaron.

Da sprach nach rechts der Kaiser mild: habt Dank, ihr frommen Knaben,
Ihr sollt an mir den gnädgen Herrn, den güt'gen Vater haben,
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechtessöhne seid:
In meinem Reiche gilt der Mann, und nicht des Mannes Kleid.

Dann blitzt sein Blick zur Linken hin, wie Donner klang sein Tadel,
Ihr Taugenichtse bessert euch, ihr schändet euren Adel;
Ihr feinen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht,
Ich frage nach des Manns Verdienst, nach seinem Namen nicht.

Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten,
Und manches stumm zu Boden sehn, und manches still sich feuchten.
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
Wen heute Kaiser Karl belobt, und wen er ausgeschmält.

Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand,
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland. —

Auch die beiden nachfolgenden historischen Gedichte: „Konrads Vermächtniß" und „Heinrich der Vogler", sind von ebenso großem ästhetischen wie pädagogischem Werth und namentlich der „Heinrich" verdient eine Stelle in den Lesebüchern.

Gerok gehört nicht zu den Lyrikern, die sich auf ihr subjectives Wesen beschränken und in ihrem Natur- oder Gottesgefühl schwelgen; er hat ein offenes Auge und warmes Herz für das Volk, für die Entwickelung unseres nationalen Lebens, für die Einheit und Macht Deutschlands. Dieser warme patriotische Zug, der vom engeren Vaterlande aus dem größeren Vaterlande die Hand reicht, der, ohne die süddeutsche Eigenart zu verwischen oder zu verleugnen, doch sich eins weiß und fühlt mit dem nationalen Zuge nach Einigung der Glieder zu Einem gesunden und starken Organismus, blickt überall durch, sei es, daß der Dichter seine Theilnahme an dem vom Brandunglück heimgesuchten Hamburg einen beredten poetischen Ausdruck gibt, oder seinen aus dem Bruderkampfe von 1866 heimkehrenden Landsleuten das „Erntelied" singt:

Und sei's darum: was hingemäht
Vom Eisen und vom Blei,
Wenn's nur in frischen Halmen steht
Im künft'gen Monat Mai;

Wenn nur ein großes Vaterland
In Liebe treu vereint,
Vom Rheine bis zum Ostseestrand
Der nächste Lenz bescheint. —

Und das schöne Gedicht auf den geschlossenen Frieden endet mit diesen Strophen:

Friede, Friede! Wißt, ihr Nachbarn drüben,
Die ihr schlau nach deutscher Zwietracht schielt,
Auf die goldnen Rebenberge hüben
Bald mit Worten, bald mit Waffen zielt!
Unter uns — selbst bringen wir's in's Reine,
Wenn ein Zwist im Hause sich entspann:
Wider euch — vom Belte bis zum Rheine
Stehen wir für Einen Mann.

Friede, Friede! — Gott im Himmel droben,
Gott des Friedens, sprich dein Ja dazu!
Deine Ruthe war im Zorn erhoben,
Gnädig schauend legst du sie zur Ruh'.
Donnernd sprachst du aus der Wetterwolke,
Tröst' uns nun mit deiner Gnade Schein,
Dieser Bruderkrieg in deinem Volke,
Herr, es soll der letzte sein!

Es ist ein unleugbarer Fortschritt unserer Zeit, daß es nicht mehr genügt, die eigne Individualität schön abzurunden und Alles egoistisch abzuweisen, was die schöne Harmonie stören könnte, — daß ein Lyriker der Gegenwart, wenn er in's Größere und Weitere wirken will, auch in die Leiden und Freuden, Kämpfe und Fragen der Gegenwart eingehen, die Zeichen der Zeit deuten, an der Lösung ihrer Fragen mitarbeiten muß. Der glatte wohlklingende Vers genügt uns nicht mehr, wenn die schöne Form keinen würdigen Inhalt birgt, und des Uebermaßes der schmelzenden weiblichen und weibischen Liebes-Lyrik sind wir nachgerade satt geworden. Gerok's

Lyrik hat viel Weichheit, Zartheit, Milde und doch jenen männlichen Ernst und Freimuth, jenen nationalen Sinn und Trieb, der ihr objective Haltung und charaktervolles Gepräge gibt.

Gerok ist Hofprediger, aber kein Hoftheologe, und es thut ihm sicher keinen Abbruch in der Achtung und Liebe, deren er von Seiten seines Königs und des königlichen Hauses genießt, daß er durchaus nicht auf Hofgunst ausgeht, sondern sich den edlen Freimuth bewahrt, der auch im Stande ist, dem Fürsten gegenüber die Rechte des Volkes hervorzuheben und zu behaupten. So hat er dem alten bekannten würtembergischen Patrioten, dem Landschaftsconsulenten J. J. Moser, ein kraftvolles Gedicht gewidmet unter der Ueberschrift: „Unverzagt und ohne Grauen", worin es u. A. heißt:

Dieweil der Mann kein Fürstenknecht
Und wahret kühn Gesetz und Recht,
Und wie Elias der Thisbit
Dem Ahabszorn entgegentritt,
Und mit des Täufers Zeugenmuth
Zum Herzog sagt: Es ist nicht gut
Zu schwelgen in des Volkes Blut:
So blüht an seines Fürsten Thron
Ihm auch des Täufers Zeugenlohn.

Daß Gerok auch eine gute Ader vom schwäbischen Humor besitzt, wie wir denselben bei Uhland, Kerner, Möricke in so frischer volksthümlicher Weise hervorsprudeln sehen, das wird in manchem Gedichte dieser Sammlung offenbar. Gegen Ende des dritten Abschnittes treffen wir auf eins: „Schwäbische Kunde" überschrieben, das uns von Meister Uhland selber einen Schwabenstreich erzählt, in so schlagender Komik, daß man bedauert, dies humoristische Gedicht nicht dem edlen Todten

einhändigen zu können, zu dessen Verherrlichung es geschrieben wurde. Bei der zu Tübingen gehaltenen Naturforscherversammlung geschah es, daß die schöne Neckarstadt Tübingen ihren gelehrten Gästen ein Gastmahl in Niedernau veranstaltete, an welchem auch der Dichter Uhland Theil nahm. Nachdem schon manche Toaste ausgebracht worden, gedachte ein norddeutscher Gast auch des weitberühmten, in allem deutschen Land geliebten Tübingerkindes Uhland und forderte die Gesellschaft auf, den Meister hoch leben zu lassen. Der aber, unten am Tische sitzend, erhebt sich keck und frei und ruft: „Dagegen muß ich protestiren, denn nicht den Dichtern, sondern den Naturforschern gilt das Fest!" Was — denkt ein zweiter Fremder — und ruft es grimmig unter die Tischgäste: „Was will der Kerl? Werft den Philister zur Thür hinaus, der unserm Uhland den Ruhm verkürzt!" Hatte doch der Oppositionsmann, der gegen den Toast protestirte, ein rechtes Philistergesicht —

Der Minnesänger, der so stark und süß,
Die alte Ritterharfe schallen ließ,
Die Saiten Walthers von der Vogelweid',
Er ging so schlicht im bürgerlichen Kleid. — —
Sein Dichterhaupt, von Kraftgedanken voll,
's ist wahr, es glich nicht völlig dem Apoll.

Da war's denn verzeihlich, daß der ehrenwerthe norddeutsche Verehrer Uhlands Uhlanden zur Thür hinaus werfen wollte. Man lacht und zischt, und

Uhland schüttet sich vor Lachen aus
Und kommt vom Schwank beseligter nach Haus,
Als hätten tausend Stimmen ihm mit Macht
Aus voller Brust ein donnernd Hoch gebracht.

Demselben trefflichen Humor des Dichters begegnen wir wieder im vierten Abschnitt in der „Neuen Helena",

einem Stückchen aus der Gymnasialzeit, dessen Darstellung vorzüglich gelungen ist. Während der gelahrte Herr Lehrer den Homer interpretirt und die Scene an die Reihe kommt, da Paris aus der Männerschlacht fliehend zu seiner Helena eilt, zieht ein in's Schulzimmer fallender Sonnenblitz die Augen des Jünglings auf das in der Nachbarschaft sich öffnende Fenster, aus welchem auch eine Helena hervorschauet, die all sein Fühlen und Denken gefangen nimmt. Schöner Contrast: drinnen die dumpfe Schulstube mit der lernenden Jugend, die still den alten Gesängen des Vaters Homer lauscht; draußen wogt auf der Straße das Leben, zwitschern lustig die Spatzen, strahlt der blaue sonnige Himmel und eine junge Helena bringt, ohne es zu wissen, den Himmel in das Herz des jungen Studenten, dem das Leben jetzt den Homer erklärt; das Vergangene wird zur Gegenwart und wahr das Wort unseres Schiller:

Und die Sonne Homer's, siehe, sie lächelt auch uns!

Das liebliche frische Gedicht, in Distichen verfaßt, athmet griechische Klarheit und gesunde Sinnlichkeit und der neckische Humor, der über dem Ganzen schwebt, nimmt ihm alles Anstößige, so daß wir dem Dichter vollen Herzens danken, daß er uns diese Perle nicht vorenthielt.

In diesem vierten Abschnitt sind überhaupt so ausgezeichnete Stücke in vollstem lyrischen Brustton, namentlich im ernsten elegischen Styl, wie „der öde Garten", „Zieh, Schwalbe, zieh", „des Kranken Liebe", daß wir da auf kleinem Raum die eigenthümliche lyrische Kraft Gerok's in höchster Wirkung erblicken. Im Gefühlvollen, Sentimentalen hat er vorzugsweise seine vis poëtica. Die Pflegerin des Gartens ist gestorben, die Blumenbeete

liegen wüst, die Wege sind mit Gras bewachsen. Der Garten wird aber unter der Hand des Dichters zur Person, die da trauert und klagt, und wir stimmen sympathisch in das Klagelied ein.

Einsamer Garten,
Oede und leer;
Grämt dich das Warten?
Kommt sie nicht mehr?
Stehst so verstummet,
Sonneverbrannt,
Bienchen nur summet
Müde durch's Land.

Mit dieser Strophe beginnt und schließt das Gedicht; es ist ein süßer Klageton voll innerer Musik, wie in Th. Moore's „letzter Rose", der in's Gemüth dringt. Eins von den schönsten der ganzen Sammlung ist auch „Des Kranken Liebe"; man kann dies Gedicht nicht ohne tiefe Rührung lesen. Da ist Zartheit und Innigkeit des Gefühls im Verein mit treffender durchschlagender Kraft des Ausdrucks, Wärme und Helligkeit; wir schauen tief in das Gemüth des liebenden Kranken hinein und doch ist's klar wie krystallreiner Quell. Das Gedicht möge hier eine Stelle finden.

Des Kranken Liebe.

Da kommt sie, die holdselige Gestalt,
Da kommt mein rosig Wunderkind gegangen,
Daß mir in süßem Schreck das Herze wallt,
Und fiebrisch glühen meine bleichen Wangen.

Da geht sie hin in frischem Jugendreiz,
In ihrer Schönheit unbewußtem Adel,
Vom schlanken Nacken bis zum Saum des Kleids
Ein Strahl der Unschuld ohne Fehl und Tadel.

O selig, wer zuerst im Kusse sprengt
Die Rosenknospe dieser keuschen Lippen,
Wem diese reine Jugend unvermengt
Den Thau der ersten Liebe gibt zu nippen!

Wem diese Rehesaugen, feucht und braun,
Im Trotz der Jugend jetzt noch scheu und schüchtern,
Voll frommer Treu' dereinst in's Antlitz schau'n,
Mildleuchtend in der Liebe goldnen Lichtern!

Wem — still mein Herz, mein thöricht Herz, was ist
In kranker Brust dies für ein wildes Lodern?
Weißt du nicht mehr, daß du in kurzer Frist
Mußt, heißes Herz, in kühler Erde modern?

Es neigt der Schönheit holde Majestät
Ihr Scepter nur den Glücklichen, Gesunden,
Der Freudenrausch der Liebe kommt zu spät
In dieser kranken Brust, der todeswunden.

Wohl hofft' ich einst — es war ein schöner Traum —
Mich könnte dieser Engel noch erlösen,
Nur zu berühren ihres Kleides Saum,
Und plötzlich müßt' ich alles Weh's genesen.

Nein, süßes Kind, ich habe dich zu lieb,
Nicht will ich deiner Jugend Rosen pflücken,
Um mir damit, ein niedrig frecher Dieb,
Ein Stündchen die zerlumpte Brust zu schmücken.

Nein, geh du hin im goldnen Sonnenduft,
Den deine eigne Huld um dich verbreitet,
Ich find' allein den Weg zu meiner Gruft,
Wo mir mein einsam Bette steht bereitet.

Nur bis verathmet diese kranke Brust,
Vergönne, daß an deiner Schönheit weide
Mein sterbend Auge sich mit stiller Lust,
Du meiner Seele letzte Erdenfreude.

Und hörst du einst, daß dieses Herze brach,
So soll sich drum dein schönes Aug' nicht feuchten,
Nur lächelnd, in Gedanken, sende nach
Mir einen Seufzer, einen leisen, leichten.

Dann geh' in Frieden — und all Glück und Heil,
Nach dem dies düstre Herz geseufzt vergebens,
Blüh' dir zu Kränzen, du mein bestes Theil,
Du lichter Leitstern meines dunkeln Lebens.

Das ist ein kerngesundes Lied von des Kranken Liebe! Unsere Literatur ist reich an Gedichten, die von verfehlter, unerwiederter, unglücklicher Liebe singen; aber wie viel übertriebener, unwahrer, gemachter Schmerz, wie viel Schwelgerei oder Koketterie mit demselben, wie viel Effecthascherei! Hier haben wir ein ganz einfaches anspruchsloses Gedicht vor uns, das sich von allem Pikanten, allem Phrasenhaften freihält, das uns einen ebenso kranken als tief von der Liebe ergriffenen Jüngling schildert, der aber keineswegs in krankhafter Reizbarkeit mit der Vorsehung hadert, das Schicksal anklagt und die Welt zur Theilnahme an seinem Unglück auffordert; der auch nicht in krankhafter Schwäche sich seinem Gefühl überläßt, um darin zu schwelgen und dem Weltschmerz anheim zu fallen — sondern sein Gefühl mit der Entschlossenheit eines kräftigen Geistes sich gegenständlich macht und heldenhaft auf das, was ihm vom Schicksal versagt ist, freiwillig verzichtet, der seine Neigung nicht gewaltsam unterdrückt, seine Liebe nicht von sich wirft, sondern sie rein in seinem Herzen ausklingen läßt, weil er alles Selbstsüchtige, alles bloß Sinnliche davon abgestreift hat und nun, durch die Krankheit und den Schmerz geläutert, gleich dem vom Feuer des Oeta gereinigten Herkules von dieser Erde Abschied nimmt.

Der Dichter selber ist dieser Kranke gewesen, er hat, wie wir aus dem nachfolgenden Gedicht erfahren, in einer krankhaften Herabstimmung einmal solchen Gefühlen, wie Verzicht auf Glück und Genuß und langes Leben, in seiner Jugendzeit Raum gegeben; er gibt uns auch hier Erlebtes. Aber wie hat er das Bild des Kranken so ganz in's Gegenständliche, von allem Beiwerk des Subjectiven und Zufälligen Befreiten, in den reinen Aether der Dichtung erhoben! Nun aber, als wollte er Alles wieder in's Subjective zurückziehen — hat er jenes an sich nicht üble, humoristische und lebenslustige kleine Gedicht folgen lassen, überschrieben „Fünfundzwanzig Jahre später", worin er des Gesunden Liebe schildern will und uns sagt, daß die trüben Gedanken des Jünglings bloße Einbildung gewesen, daß es anders gekommen sei: der damals so todesmuthige Jüngling habe seine Jugendgeliebte geheirathet, jetzt sein fünfundzwanzigjähriges Ehejubiläum gefeiert und sieben Kinder, „orgelpfeifengleich", hätten sich während dieser Zeit eingefunden. Das ist doch fast so, als wenn nach dem fünften Acte eines Trauerspiels, in welchem wir einen Helden frühem Tode geopfert sahen, der Vorhang plötzlich wieder aufgerollt wird und der kurz zuvor gestorbene Held frisch und gesund vor uns hintritt, um uns zu sagen, es sei mit seinem Leiden und frühen Hinscheiden nur Täuschung gewesen. Ich meine: Auch die Gemüthlichkeit muß ihre Grenzen und das Gelegenheitsgedicht einen allgemeinen Charakter haben, um für weitere Kreise das Interesse und überhaupt seinen poetischen Werth und Rang zu behaupten. Die Familienverhältnisse als solche dürfen sich nicht zu breit machen.

Das zuletzt genannte kleine Gedicht ist erst in der dritten Auflage zum Abdruck gekommen. Die drei Auflagen sind schnell auf einander gefolgt und bald werden neue nachfolgen. Die dritte Auflage ist reich vermehrt durch neue Gedichte, welche darthun, daß die poetische Ader Gerok's noch in gleicher Fülle und Frische strömt. Besonders zeichnen sich die Tagebuchblätter aus Helgoland aus, vortreffliche See- und Strandbilder, mit leichter, sicherer Hand und glücklichster Laune gezeichnet; auch ihnen fehlt nicht das heitere lebensfrohe Eingehen auf das menschliche Thun und Treiben wie die ernste in's Religiöse sich erhebende Stimmung, die im feierlichen Choralton sich vernehmen läßt. Eine poetische Perle dieser Seebilder ist der Matrosentanz, der uns das hellbeleuchtete Wirthshaus oben im Fischerdorf, aus welchem Musik und Matrosenjubel hervorschallt, in schönem und ergreifendem Contrast vorstellt mit dem weit unten am Strande sich dehnenden, leise grollenden Meer. Oben schwenkt sich die Schifferstochter am Arm des stattlichen Burschen, — unten im Meer kämmt sich das Wasserweib.

Der junge Matrose, der jubelt: juchhe!
Und küßt die blauäugige Braut:
„Und komm' ich im Herbst zurück von der See,
So wirst du zum Weib mir getraut!"
Die Nixe singet leise:
„Krystallen ist mein Haus,
Im Herbst ruh'st von der Reise
Du mir am Busen aus!"

Die Wirkung der Nixe fällt so sehr mit der des menschenverschlingenden Oceans zusammen und ist so einfach in Scene gesetzt ohne allen künstlichen Märchen-Apparat,

daß wir auch die poetische Wirkung des Gedichtes ganz rein empfangen.

Ueberspannung der Leidenschaft, Schwelgen im Extrem der Empfindungen und jenes künstliche Raffinement des Empfindungsspieles, das die Romantiker aufgebracht haben: das ist nicht Gerok's Sache. Seine Muse ist viel zu gesund und praktisch, um sich auf schwindelnde Höhen oder in geheimnißvolle Abgründe des Seelenlebens zu versteigen; dafür verleugnet sie aber auch im Ernst und in der Trauer die poetische Heiterkeit nicht; sie ist und bleibt frisch und frei, fröhlich und fromm, und was sie bietet, sind keine überstark gewürzten und verzuckerten Leckereien, sondern gesunde, nahrhafte Hausmannskost.

3.

Ueber den Unterschied von Gemüth und Gemüthlichkeit.

Vorbemerkung. Die folgende Abhandlung ist ein Vortrag, welchen ich einem Freundeskreise gehalten habe — nicht zu einem pädagogischen und noch weniger zu einem methodischen Zwecke, sondern einfach in der Absicht, zwei Begriffe zu erläutern, die uns Deutschen auch in praktischer Hinsicht viel zu schaffen machen. Dennoch glaubte ich, die kleine (zuerst im Prakt. Schulmann von A. Lüben, 1863, III. mitgetheilte) Abhandlung in vorliegende Reihe der St. u. Kr. aufnehmen zu sollen, da ihr Inhalt doch auch einiges Streiflicht auf die Erziehung fallen läßt und die Erörterung einer so schwierigen psychologischen Materie auf möglichst kurze und anschauliche Weise auch für den Methodiker nicht ohne Interesse sein möchte. Ueberdieß ist es ja selbst angesehenen Pädagogen, die vornehm absprechend über die „Gemüthsbildung" sich geäußert haben, begegnet, daß sie lediglich „Gemüth" mit „Gemüthlichkeit" verwechselten.

Die menschliche Seele wird durch die verschiedenen Eindrücke, die sie von Außen empfängt, wie durch die verschiedenen Gedanken und Vorstellungen, die in ihrem

eigenen Innern hervortreten, sich einen und trennen, sich freundlich und feindlich berühren, in eine verschiedene Stimmung versetzt, verschieden angemuthet; es ist ihr bei dieser Vorstellung ganz anders zu Muthe, als bei jener, sie wird von dieser Wahrnehmung, Anschauung, Erinnerung heiter, von jener trübe gestimmt — sie ist jetzt ein stiller, spiegelglatter See, worin die Sonne ihr blitzendes Bild funkeln läßt und die grünen Ufer ihr Bild lieblich zurückstrahlen, und schon im nächsten Augenblicke ist diese heitere Ruhe dahin, der See ist aufgewühlt von wild gepeitschten Wogen und das Gegenbild eines schwarzumwölkten, gewitterschwangeren Himmels geworden.

Was ist das Gemüth? Ist es unser Begehrungsvermögen? Unsere Triebe und Neigungen, Begierden und Leidenschaften entspringen wohl alle aus dem Gemüthe; sie sind aber das Gemüth nicht selber. Oder ist es unser Gefühlsvermögen? Gefühl und Empfindung bewegen das Gemüth, wie dieses sich wieder in einer bestimmten Gefühls- und Empfindungsweise kund thut, aber Gefühl und Gemüth sind keineswegs identisch.

Suchen wir uns den Begriff des Gemüthes aufzuschließen durch einen anderen Begriff, der weit ab zu liegen scheint, durch den Begriff des Interesses.

Da sitzen Zwei und lesen Zeitungen; in den Blättern wird von einem Handelsschiff berichtet, das an der englischen Küste gescheitert sei. Der Eine liest den Artikel mit vollkommenster Gemüthsruhe, denn er hat auf dem Schiffe weder Waaren noch befreundete Personen gehabt; dem Anderen fällt vor Schreck das Blatt aus der Hand — er hat vielleicht seinen Sohn verloren, der gerade auf diesem Schiffe in die Heimath zurückkehren sollte.

Wer noch nie ein Dampfschiff gesehen hat, den versetzt der erste Anblick eines Dampfers in das höchste Erstaunen, sein Gemüth wird davon auf das freudigste erregt; wer am Landungsplatze wohnt, den überrascht die Ankunft des Schiffes nicht mehr — der Anblick hat nur insofern noch ein Interesse für ihn, als er die Ankunft dieses oder jenes Bekannten erwartet und neue Reisende stets Stoff zu neuer Beobachtung geben.

Ohne alles Interesse (so scheint es) wird unser Gemüth erregt und ergriffen vom Anhören eines Musikstückes, vom Lesen eines Gedichtes, beim Anblick eines schönen Menschen, oder eines schönen Bildes; die Anschauung der Gletscher und Felsenmassen des Hochgebirges wirkt auf das Gemüth nicht minder, wie der Anblick blühender Obstbäume oder wallender Kornfelder. Ganz davon abgesehen, ob wir Geschäfte im Freien haben, reisen oder spazieren gehen wollen oder nicht, wird unser Gemüth durch länger anhaltendes Regenwetter trüber gestimmt und durch den ersten Sonnenblick wieder aufgeheitert. Wenn ein Fuhrmann sein Pferd unbarmherzig prügelt, so empört das unser Gemüth, obwohl wir persönlich nicht darunter leiden.

Aber haben wir denn wirklich kein Interesse dabei, uns durch schöne Natur und Kunst zu erfreuen, in das Hochgebirge zu reisen und Schnee- und Eiswüsten auf das Gemüth wirken zu lassen? Wird denn durch unmenschliche Härte und Grausamkeit kein sittliches Interesse verletzt? Bilden sich denn nicht in der Seele, sobald sie zum denkenden, fühlenden, sittlichen Leben erwacht, alsbald auch intellectuelle, ästhetische, moralische Interessen? Ist denn der Anblick des Neuen, wodurch wir überrascht werden, nicht eine Erweiterung unseres geistigen Besitz-

thums und zugleich eine reizende Erfrischung des Spieles unserer Vorstellungen? Der Binnenländer, welcher noch gar kein Schiff gesehen hat, der Fischer, welcher bloß seinen Kahn kennt und noch kein größeres Schiff zu Gesicht bekommen hat — sie bringen doch schon eine dunkele Vorstellung von großen Kriegs- und Handelsschiffen in ihrer Seele mit, wenn sie in eine Hafenstadt reisen; die Idee derselben ist schon vielfach angeregt worden, hat Raum und Gestalt gewonnen in der Seele, und gerade das dunkele Unbestimmte, das ihr noch anhaftet, erzeugt ein Streben nach größerer Klarheit der Anschauung; die Neu- und Wißbegier wird rege und der Anblick eines großen Dampfers ist höchst interessant.

Es giebt durchaus keinen bloß theoretischen Inhalt unseres Seelenlebens, der nicht irgendwie zugleich praktisch sich erweist, indem er mannigfaltige Triebe erzeugt, die zur Befriedigung drängen. Von Interesse ist aber für uns alles das, was mit dem Triebleben unserer Seele in Beziehung tritt. Zu diesem Triebleben rechnen wir nicht bloß den sinnlichen Trieb in engerem Sinne, sondern Neigung und Abneigung, Wunsch und Begierde, Affect und Leidenschaft — gleichviel, auf welchen Gegenstand sie sich richten.

So mannigfaltig sich die Lebensverhältnisse gestalten, so mannigfaltig gestalten sich auch die Lebensinteressen. Es gibt religiöse und politische, wissenschaftliche und künstlerische, Standes- und Familieninteressen. Alle stellen bestimmte Gruppen von Anschauungen und Vorstellungen, Gefühlen und Empfindungen dar, soweit selbige zu Trieben sich festgesetzt haben und damit zu lebendigen Gliedern unseres Seelenlebens, ja unserer eigensten Persön-

lichkeit geworden sind. Welchen Raum nimmt das Bild des Sohnes in der Seele des Vaters ein, wie viele Lebensbeziehungen sind damit verknüpft, wie viele Erinnerungen und Sorgen, Freuden und Leiden gruppiren sich um diesen Einen Punkt; welche Wünsche und Hoffnungen sind rege geworden bei dem Gedanken an die Rückkehr des Schiffes, und welches wohlgefügte Ganze von psychischen Gebilden, die in dem Verhältniß des Vaters zum Sohne ihren Mittelpunkt haben, wird zertrümmert durch die Nachricht, daß jenes Schiff gescheitert sei! — Der Gelehrte, welcher sich durch die Arbeit von Jahren sein Gedankensystem gegründet und auferbauet hat, der hat es auch in sein Gemüthsleben übergeleitet: dieses sein System angreifen, schmähen, verletzen, heißt sein persönliches Leben schmähen und verletzen, sein Gemüth verwunden; die Zertrümmerung wäre ein partieller Tod. — Der hochgeborne Adlige, der sich gewöhnt hat, seine Standesehre zu vergöttern, d. h. über Alles zu schätzen, dessen persönliches Leben in derselben so zu sagen aufgeht, der muß folgerecht auf Tod und Leben kämpfen, um ihre Verletzung blutig zu rächen oder nicht zu überleben.

Soll unser Gemüth *erregt* werden, so muß bereits in der Seele ein Interesse vorhanden sein, das befriedigt oder verletzt wird; je höher und mächtiger das Interesse, desto größer ist auch die Gemüthsbewegung. Als Schillers Jungfrau von Orleans zum ersten Mal in Leipzig aufgeführt wurde, war das Haus gedrängt voll. Das Interesse war groß, das neue Stück eines schon berühmten nationalen Dichters zu sehen, das Gemüth war schon vor der Aufführung der Tragödie in große Spannung versetzt. Die kernige, schöne, volltönende Sprache, die

reinste Poesie mit dem ganzen Duft und Schimmer der Romantik, die Composition des Stückes selber mit ihrer spannenden Entwickelung und ihrer aus dem Epischen zum Dramatischen stetig wachsenden Lebendigkeit — es war gewiß auch bei den ungebildeten Zuschauern nicht das stoffliche Interesse allein, das die Gemüther anzog und so freudig bewegte; es war das ästhetische Interesse, das vollste Befriedigung fand, und zugleich ein nationales Interesse — die Freude und der Stolz, wieder einmal an echt deutscher Poesie sich laben zu können und einen großen Dramatiker aus der eigenen Nation groß und prächtig sich erheben zu sehen, was Aller Herzen bewegte und in so gewaltiger Begeisterung zum Ausdruck kam. Wie mag aber erst das Gemüth des Dichters — denn Schiller war selbst gegenwärtig — bewegt worden sein, da nur das Kind seiner Dichterkraft, das er mit so viel Liebe, mit dem ganzen vollen Gemüth, erzeugt hatte, in der Anschauung lebendig vor ihm sich darstellte, als das, was er so lange im Innersten der Seele getragen, nun zur gegenständlichen Wirklichkeit wurde! Zu seinem mächtig gespannten ästhetischen Interesse, die eigene Schöpfung anzuschauen und zu genießen, gesellte sich ein nicht minder großes kritisches, zu beobachten, wie die Kunst des Schauspielers den Absichten und Ideen des Dichters entsprach, und endlich ein großes praktisches Interesse in der ängstlichen Spannung, welche Wirkung das Stück auf das Gemüth des Publicums üben, welchen Erfolg es davon tragen würde!

Was mit unserem Seelenleben keinen Zusammenhang hat, wofür in demselben keine Anlagen gemacht, mithin auch keine Neigungen und Triebe gepflanzt sind, das erregt unser Interesse entweder gar nicht oder n

flüchtig, und unser Gemüth kann sich dafür nicht erwärmen — es ist kein Raum für das Object in ihm vorhanden. Der im abstracten Denken Geübte, der schon mannigfache Begriffskreise sich gebildet hat, wird eine gut gedachte und geschriebene philosophische Abhandlung mit hohem Genuß lesen, sie wirkt befruchtend und anregend auf Geist und Gemüth zugleich, denn das Neue, das sie bringt, ist schon nicht mehr ein Unbekanntes, Fremdes, sondern ein Freund, dem Thür und Thor geöffnet sind und der mit offenen Armen empfangen wird; die vorhandenen Begriffe und Begriffsverbindungen, die wir schon längere Zeit mit uns herumgetragen, an deren Entwickelung und Fortbildung wir gearbeitet und die wir eben darum auch als lebendige Keime in's Gemüth gepflanzt haben, sind ebensoviel Strebungen und Triebkräfte geworden, die nach Erfüllung, Ergänzung, Entwickelung ringen und sie nun empfangen. Der, welcher der nöthigen Vorübung und Grundlage entbehrt, wird dieselbe Abhandlung entweder gar nicht oder nur mit Widerstreben und Unlust lesen, weil der dargebotene Denkstoff keine Organe findet, die ihn aufnehmen und verarbeiten, kein Gleichartiges, das ihn anzieht, um sich mit ihm zu verschmelzen. Sie interessirt ihn nicht, seine Seele ist nicht dabei, nicht heimisch in solchen Gedankenkreisen, für solche Anregungen nicht empfänglich und ohne Neigung nach dieser Seite hin.

Es ist schade, daß wir dem fremden Worte „Interesse" in unserer Sprache ein so ausgedehntes Heimathsrecht gegeben haben. Inter-esse heißt „dabei", aber noch wörtlicher „dazwischen sein." Unser „theilnehmen" sagt im Grunde dasselbe. Wir nehmen an dem Theil, Antheil, was schon einen Theil, Bestandtheil unseres Selbst

bildet, eine Neigung für den Gegenstand begründet und so zum Bande, zum Vermittelungsgliede wird zwischen dem Object und Subject. Auch da, wo wir Antheil nehmen an den Leiden und Freuden Anderer, mit denen wir in keinem näheren Verhältnisse stehen, waltet doch schon das allgemein menschliche Verhältniß, das, wie es in uns lebendig ist, auch lebendig in Anderen erfaßt wird, so daß unser Gemüth, weil es in solchen Stimmungen bereits heimisch geworden ist, auch die Neigung oder Fertigkeit gewonnen hat, sie zu erneuern.

Worin wir heimisch, womit wir vertraut geworden sind, das muthet uns an — anheimeln und anmuthen sagen fast das Gleiche. Selbst leblose Dinge können die größte Bedeutung für unser Gemüthsleben gewinnen, wenn wir mit ihnen beständig verkehrt, so lange in einem Verhältnisse zu ihnen gestanden haben, daß sie ein Stück unseres eigenthümlichen persönlichen Lebens selber geworden sind. Das Haus mit seiner Umgebung, das Zimmer mit seinen Möbeln, das wir Jahre lang bewohnen, verschmilzt allmählich so mit unserer Lebenssphäre, daß es uns ist, als löste sich ein Stück unseres eigenen Lebens ab, wenn wir uns davon lostrennen müssen. Welcher Zauber liegt in der Heimath, im Lande unserer Jugend, wo wir die junge Seele zuerst den Eindrücken des Naturlebens, den Einwirkungen des Menschenlebens öffneten, wo wir mit Haus und Hof, Stall und Scheune, Garten und Feld, Berg und Thal, Wald und Wiese vertraute Bekanntschaft machten und so zu sagen in ein persönliches Verhältniß traten! Wehe dem, der schon als Kind hin und her geworfen wurde, nirgends sich einwohnen und einleben konnte, dem die „Heimath" fehlte! — sein Gemüth bleibt arm und kalt sein Lebenlang.

Alle Gemüthsbildung besteht recht eigentlich darin, daß sich die Seele in den Gegenstand ihrer Thätigkeit einlebt, oder, was dasselbe sagen will, daß der Gegenstand der Art in das subjective Leben der Seele eingehe, daß er zugleich als Zustand derselben empfunden werde. Dazu gehört vor Allem, daß sich die Eindrücke mit einer gewissen Stetigkeit wiederholen, weil sie nur durch die Wiederholung der Art sich vertiefen und verstärken können, daß sie typisch unser Seelen-Sein formen. Eine Gegend, die wir bloß Ein Mal, und zwar flüchtig auf der Eisenbahn, geschauet haben, läßt in unserer Seele nur ein oberflächliches Bild zurück, das bald wieder vergessen wird. Die Eltern, welche ein Kind des Jahres nur ein paar Mal sieht, können für dessen Gemüth keine Bedeutung gewinnen, da sein persönliches Leben viel zu wenig von ihrer Gegenwart berührt wird und nicht mit ihrem persönlichen Leben zusammenzuwachsen vermag. Hingegen wird die Gegend, in welcher wir gelebt und Vieles erlebt haben, ihr Bild tief der Seele einprägen, denn diese ist persönlich von jener afficirt worden, sie ist mit tausend Fäden an Land und Leute gebunden, und wenn wir später wiederkehren, so erstaunen wir, daß so viele Punkte der Gegend von hohem Interesse für uns sind. Die Eltern, welche ihr Kind hegen und pflegen, die, so viel in ihren Kräften steht, seine Leiden und Freuden theilen und stetig auf seine Entwickelung einwirken, die machen auch ihr Leben, und zwar ihr persönliches Leben, zu einem wesentlichen Bestandtheil des kindlichen Ich.

Wer das Glück hat, in einer Umgebung zu leben, wo ein bedeutendes geistiges, sittliches, ästhetisches Leben stetig auf ihn wirkt, so daß ihn das Wahre und Gute,

Schöne und Edle wie eine Atmosphäre umgibt, deren Luft er unbewußt einathmet: der hat auch für seine Gemüthsbildung einen Halt gewonnen, den ein bloßer Unterricht, und wäre er noch so vollkommen, nicht zu geben vermag. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der Unterricht nicht von größter Bedeutung für die Gemüthsbildung werden könne und solle — ist er doch ein Hauptstück derselben, vorausgesetzt, daß er zum Leben in rechtem Verhältniß steht. Er ist nur insoweit ein erziehender, als er durch den Verstand in's Gemüth eindringt, so daß die Kenntniß zur Erkenntniß sich vertieft, deren Wahrheit lebendig empfunden wird, und das Wissen zum Wollen sich erhebt, dem das Thun nicht ferne ist. Wenn freilich die Lebensverhältnisse des Zöglings der Art zerrissen und zerspalten sind, daß, was in der Schule aufgebauet wird, zu Hause wieder untergraben und eingerissen wird, wenn er Dinge lernen muß, für die er sich nicht begeistern, in die er sich nicht einleben kann, die seine Thatkraft nicht befruchten, — oder wenn die Wissenschaft verneint, was der Glaube bejaht und umgekehrt, — wenn kirchliches, geistiges, staatliches Leben ihre unvereinbaren Gegensätze schon in den Jugendunterricht bringen: dann muß auch die Gemüthsbildung gelähmt und damit die Erziehung durch Unterricht verfehlt werden. Der Mensch wird nur insoweit erzogen, als die Erwachsenen so auf ihn wirken, daß sein Denken und Handeln, Fühlen und Wollen, Wissen und Können zur Einstimmigkeit gebracht, die verschiedenen Lebensrichtungen gleich vielen Lichtstrahlen im Brennpunkte des Gemüthes gesammelt werden. Darum hat Schleiermacher sehr Recht, wenn er sagt: „Eigentlich gibt es doch keinen größeren Gegenstand

des Wirkens, als das Gemüth, ja überhaupt keinen anderen.“*)

Alle Sitte ist Gewohnheit und beruht auf dem Sich-Einleben in eine bestimmte Lebensform, auf dem Sich-Einwohnen in Brauch und Herkommen. Die Sitte wird zuerst in der Familie dem Kinde vorgelebt und es muß sich an dieselbe gewöhnen, in dieselbe hineinleben. Je compacter, aus Einem Guß das Familien-, Gemeinde-, Staats- und Kirchenleben dem werdenden Menschen entgegentritt, je fester gegründet es in seinen Formen ist, desto mächtiger und nachhaltiger erfaßt es auch sein Gemüth, desto sicherer formt es sein persönliches Leben. Der Einwohner eines Landes, einer Stadt, eines Dorfes wird auch in die geschichtliche, politische, sociale, kirchliche Atmosphäre des Landes, der Stadt, des Dorfes versetzt und empfängt auch unbewußt Einflüsse auf sein Gemüth, die er erst gewahrt, wenn er in ein anderes Land und zu anderen Menschen kommt. Noch bestimmter wird durch Stand und Beruf unser persönliches Leben gestaltet; der Kreis unserer täglich sich wiederholenden Thätigkeiten, Strebungen, Anschauungen bildet auch eine stetige Reihe von Gefühlen, Affecten und Neigungen, die alle unser Gemüthsleben constituiren. Alle unsere Handlungen und Strebungen, je nachdem sie gelingen oder mißlingen und fördernd oder hemmend in unser persönliches Leben eingreifen, hinterlassen Gefühle, und diese gehen wieder gleich Bächen und Flüssen in den Gesammtstrom unseres Gefühlslebens über, der, insofern er persönliche Gestalt gewonnen hat, unser Gemüth bildet.

---

*) Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. I.

Was in unser persönliches Leben eingeht, das wird auch als zu unserem Selbst gehörig gefühlt. Gemüthsleben ist also Gefühlsleben, aber nicht das Gefühl als solches, auch nicht die Gefühlsart eines Menschen ist sein Gemüth (denn diese ergibt sich erst aus demselben), sondern die Substanz aller seiner Gefühle, sofern sie persönliche Gestalt gewonnen hat, als unser individuelles Ich gefühlt wird, ist, was wir Gemüth nennen. Daraus folgt, daß unser Gemüth ebenso durch unser Erkennen, Wollen und Fühlen gebildet wird, wie es unserem Gefühl, Willen, unserer Erkenntniß und dem ganzen Charakter die Richtung gibt. Gemüth und Gesinnung stehen in nahem Verhältniß, denn jenes ist die Gefühls-Grundlage für unser gesammtes Denken, Wollen und Handeln. Der Heldenmüthige, weil er als Held sich fühlt, ist auch geneigt, als Held zu handeln, und umgekehrt erzeugt und nährt sich sein Heldenmuth wieder aus seinen tapferen Thaten. Der Großmüthige zeigt diese seine Gemüthseigenschaft auch in Gesinnung und That, er verzeiht gern, bringt willig Opfer und verleugnet seine Größe gern dem Kleineren gegenüber. Der Gutmüthige ist zu Aeußerungen der Güte gegen seine Umgebung geneigt und zeigt dieß zunächst durch die Milde und Freundlichkeit, die er auch bei kleinen Angriffen und Neckereien bewahrt. Leichter Muth und leichter Sinn, schwerer Muth und schwerer Sinn correspondiren.

Da das Gemüth mit sämmtlichen Thätigkeiten der Seele in so innigem Verhältniß steht — als subjective Wurzel derselben —, so wird erklärlich, wie Einige, z. B. Kant, den Begriff desselben soweit ausdehnen konnten, daß er mit dem ganzen „inneren Sinn" und mit

dem Begriff der „Seele" selbst zusammenfällt. So reihet Kant auch den Wahnsinn, das Irrereden, die positive Unvernunft den „Gemüthskrankheiten" ein. Unsere Muttersprache aber, welche viel psychologischer und philosophischer ist, als es die Philosophen ihr zugestehen wollen, stellt scharf und bestimmt genug „Geist" und „Gemüth" einander gegenüber, desgleichen „Geisteskrankheit" und „Gemüthskrankheit".

Auf der anderen Seite hat man wieder den Begriff des Gemüths zu eng genommen. So definirt Beneke (Lehrbuch der Psychologie, 2. Aufl., §. 292) das „Gemüth" als „eine leichte Erregbarkeit wohlwollender Gefühle". Dieß nennt die Sprache aber ein „gutes Herz", und wenn Beneke „Herz" definirt als die „theilnehmende Nachbildung fremder Gefühle und Bedürfnisse", so ist auch da wieder nur Eine Seite hervorgehoben. Denn der Begriff des „Herzens" ist gleichfalls umfassender. „Herz" ist das Gemüth, insofern es zu andern Persönlichkeiten in ein praktisches Verhältniß tritt. Diese gegenständliche Beziehung ist das Unterscheidende in dem Worte. So sprechen wir in religiöser Hinsicht von einem Verhältniß unseres Herzens zu Gott, zu Christo. Wir sprechen von einem „heftigen Gemüth", das leicht aufbraust in zornigem Affect, aber von keinem „heftigen Herzen", sagen dagegen: „er hat kein Herz für die Armen", und nicht: „er hat kein Gemüth für die Armen", weil im ersten Falle das subjective Gefühl, wie es afficirt wird, im zweiten Falle das gegenständliche Verhältniß, wie das Gefühl praktisch wird, hervorgehoben werden soll. Allerdings setzt jede herzliche Theilnahme auch eine gemüthliche Erregung voraus. Pharao verhärtete sein Herz (2. Mos. 8, 15) gegen die Bitte des Moses —

sein Gemüth ward nicht afficirt von den Leiden und Bedürfnissen des israelitischen Volks, und darum beharrte er in seiner Strenge und Härte.

Da das Herz der lebendige Herd des Blutumlaufs ist und das gesammte Blutleben in ihm sich concentrirt, vom Blutumlauf und seinem Rhythmus aber die Gefühlsweise und Stimmung ganz vorzüglich abhängig ist: so wird das Wort „Herz" auch in psychischer Beziehung als die lebendige Quelle unserer Gefühle, Triebe und Neigungen gebraucht, und da von denselben wiederum unsere Handlungen abhängen, als der Quell unseres Strebens, Wollens und Thuns überhaupt. Aus dem Herzen kommen böse und gute Gedanken, Entschlüsse, Rathschläge, Thaten; in ihm wurzelt Muth und Verzagtheit, Liebe und Haß. Etwas von Herzen gern thun, heißt: es mit voller Neigung, also mit Theilnahme des ganzen Menschen thun. Wir nennen eine geliebte Person als den lebendigen Mittelpunkt unserer Neigung „unser Herz", nicht aber „unser Gemüth"; wir sagen: Ich habe dich herzlich lieb, sei mir herzlich willkommen! nicht aber: ich habe dich „gemüthlich" lieb, sei mir „gemüthlich" willkommen! — denn wir wollen nicht unsere Gemüthsstimmung als solche, sondern die Beziehung des Gemüthes auf seinen Gegenstand hervorheben.

„Gemüthlich" ist Der, welcher eine vorherrschende Neigung hat, sich als Gemüth zu verhalten und diese Neigung im Umgang und Verkehr mit Anderen äußert. Ein Solcher wird alles Beengende und Störende aus dem Gespräch zu entfernen bemüht sein, zu keiner großen Anstrengung des Denkens oder Fühlens oder Wollens nach einer einzelnen Seite hin Veranlassung geben, sondern

eine gleichmäßige Stimmung, ein harmonisches Spiel der Seelenkräfte herzustellen suchen, wobei es ihm und seiner Umgebung wohl ist. Um seine Gemüthsstimmung mit der seiner Umgebung in's Ebenmaß zu bringen, wird er nicht minder bemüht sein, auch den Anderen Gelegenheit zu geben, ihre momentane Gemüthsverfassung frei hervortreten zu lassen, um theilnehmend auf dieselbe einzugehen. Ein gemüthlicher Mensch ist auch ein gutmüthiger und geselliger Mensch, mit dem Jedermann gern verkehrt. Doch kann die Gemüthlichkeit leicht in bloße Routine ausarten. Da hierzu nur eine gewisse Leichtigkeit und Beweglichkeit sowohl des Gefühls, wie auch der Phantasie gehört: so kann Jemand ein sehr gemüthlicher Mensch sein ohne Gemüthstiefe und Gemüthsfülle. Darum sind „gemüthlich" und „gemüthvoll" keineswegs gleichbedeutend. Es mag Mancher ein sehr reiches, tiefes Gemüth haben, und doch äußerlich kalt, trocken, hölzern erscheinen, weil er nicht Lust hat und nicht beweglich genug ist, sich gemüthlich zu äußern und Andern zu geben.

Uhland hatte gewiß ein ebenso reiches als tiefes Gemüth, aber er erschien im geselligen Verkehr oft sehr trocken, theilnahmlos, verschlossen, und nur die ihn näher kannten, wußten, wie es in seinem Gemüthe glühte und sprühte. Im Gegensatz zu solchen tiefer angelegten Naturen treffen wir viele oberflächliche Menschen, deren Beschäftigung schon keine bedeutende Entwickelung ihres Gemüthslebens, weil keine Vertiefung ihrer Gefühle zuläßt, z. B. Gastwirthe, Handelsreisende &c., die sich schnell mit Jedermann auf einen vertraulichen Fuß zu stellen, sich allen seinen Launen und Besonderheiten anzuschmiegen wissen, die mit Einem Worte „höchst gemüthliche" Leute

sind. Man könnte diese Art Gemüthlichkeit die „Wirthshausgemüthlichkeit“ nennen.

Der Deutsche läuft sehr leicht Gefahr, in diese Gemüthlichkeit zu verfallen, namentlich in Berührung mit fremder Nationalität, da ihm das fest und bestimmt ausgeprägte nationale Volksbewußtsein fehlt und er unter allen Nationen vorzugsweise „Gemüthsmensch“ ist, der stets ein Bedürfniß hat, sein Inneres hervortreten zu lassen, seine Gesellschaft und ganze Umgebung mit seiner Stimmung in ein harmonisches Verhältniß zu setzen. Der Deutsche findet darum auch einen englischen oder amerikanischen Sonntag sehr ungemüthlich, weil dieser ihn nur nach Einer Seite hin in Anspruch nehmen und beherrschen will, während er doch das unvertilgbare Bedürfniß hat, alle seine Gemüthskräfte an einem Sonn- und Feiertage spielen zu lassen. Die Engländer und Nordamerikaner sind viel mehr praktische Naturen und kältere Verstandesmenschen, darum auch mehr geneigt und leicht daran gewöhnt, ihre Sonntagsfeier ganz bestimmt nach Einer Richtung mit Ausschluß aller übrigen walten zu lassen und einen ganzen Tag in asketischer Stille und Zurückgezogenheit zu verleben. Ob deshalb ihre Frömmigkeit größer sei, ist sehr in Frage zu stellen. Bekanntlich wird gerade durch diese pedantisch-einseitige Sonntagsfeier dem Laster der Trunkenheit Vorschub geleistet.

Wenn wir nach einer beschwerlichen Fußwanderung bei Regenwetter und kaltem Wind endlich das Haus unseres Freundes, den wir besuchen wollten, erreicht haben, ein wohlgeheiztes Zimmer finden, Erquickung mit Speise und Trank, auch einen warmen Hausrock und trockene Schuhe: so ist es uns höchst gemüthlich, wir

sind heimisch, als wären wir zu Haus. Das Ungewohnte ficht uns nicht mehr an, wir sind nicht mehr bloß von Einer Empfindung, z. B. der Kälte, Nässe beherrscht, können uns dem freien Spiele unserer Gefühle und Gedanken überlassen, besitzen uns wieder ganz selbst und sind eben darum fähig, auf die Stimmung der uns „anmuthenden" Umgebung einzugehen und unser Herz dem Freunde auszuschütten. Hunger, ein kaltes Zimmer im November, ein kalter Empfang, wo wir ein warmes Entgegenkommen erwarteten — das sind sehr ungemüthliche Dinge. Am Thee- oder Kaffeetisch ist es darum so gemüthlich, weil hier zugleich Leib und Seele erfrischt werden, ohne daß ein großer Hunger zu überwinden wäre oder dem Gespräch, wie bei einem Gala-Diner, ein Zwang auferlegt würde. Dieses bewegt sich vielmehr ganz frei nach allen möglichen Richtungen, und die angenehmen Reize, welche die Nerven durch den Kaffee- oder Theegenuß erhalten, erregen auf milde Weise die Phantasie und fördern die Lust der Mittheilung. Tritt aber plötzlich in die Gesellschaft eine ganz fremde Person, für die wir keine Anknüpfungspunkte haben, oder eine solche, die uns feindlich gesinnt ist: so ist die gemüthliche Stimmung für uns alsbald dahin, wir werden in unserer Seelenthätigkeit nach Einer Richtung hin beschränkt und fest gehalten.

Wenn wir uns anschicken, irgend eine Arbeit zu vollbringen, ein neues Werk zu beginnen, thätig und handelnd in die Außenwelt einzugreifen, müssen wir auch unsere dermalige gemüthliche Stimmung verlassen. Goethe sagt einmal etwas paradox: „Der Handelnde ist immer gewissenlos." Er hätte vielleicht richtiger sagen können: „ungemüthlich", denn so lange wir uns bloß als Ge-

müth verhalten, kommen wir nicht aus der gemeinsamen Mitte unserer Triebe und Neigungen heraus, wir verharren in der gleichschwebenden Temperatur derselben. Das Gemüth muß aber einseitig nach Einem Ziel und Zweck sich in Bewegung setzen, muß so erregt werden, daß alle übrigen Neigungen und Strebungen in den Hintergrund treten vor dem Einen zur That drängenden Triebe, wenn's zum Handeln kommen soll. Es bleibt freilich das gewissenhafte Handeln die stete Aufgabe für den selbstbewußt-thätigen Menschen; doch müssen wir unserem menschen- und herzenskundigen Dichter darin beistimmen, daß ein allzuzartes und empfindliches Gewissen den Thatentrieb lähmt. Die Virtuosen der That waren stets rücksichtslos, verletzten viele Interessen, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen oder auf Gemüthsstimmungen zu achten, sie traten nieder, was auf ihrem Wege sie hindern wollte, und gelangten zum Ziel.

Die kühleren Verstandesmenschen sind in dieser Hinsicht sehr im Vortheil vor den wärmeren Gemüthsmenschen, weil sie von Gefühlen und Gemüthserregungen weniger abhängig sind und die entscheidende Stimme dem Verstande einräumen, der lediglich nach praktischen Gesichtspunkten sich richtet und darum schnell im Klaren ist. Das Gemüth hingegen, wo es das überwiegende Vermögen einer Menschenseele bildet, verdunkelt leicht den praktischen Gesichtspunkt und hält uns beim Gefühle fest. Der Gemüthsmensch kommt schwer aus sich heraus, weil er stets bemüht ist, die mannigfaltigen Richtungen seiner Thätigkeit auszugleichen und zur Einheit des Gefühls zu verschmelzen. Weil er in Berührung mit der rauhen Wirklichkeit sein zartes empfindliches Wesen so leicht verletzt, weil jeder ungewohnte Eindruck ihn schon

unangenehm aufregt: so fürchtet er, im Hinausgehen aus seiner Stimmung den Schwerpunkt seiner Persönlichkeit zu verlieren und die innere Harmonie seiner Gefühle einzubüßen. So zieht er sich scheu und ängstlich auf sich selbst zurück, wenn ihm feindliche Kräfte entgegentreten oder ungewohnte Lebensverhältnisse, in denen er schwer sich zurecht findet.

Wir sollen Vieles, gute Lehre und guten Rath, Warnung und Tröstung „zu Herzen nehmen", d. h. praktisch werden lassen: aber nicht uns „zu Gemüthe ziehen", d. h. so in dasselbe aufnehmen, daß es davon beherrscht wird, wie der Verstand von einer fixen Idee, also unpraktisch darüber brütet. Denn es verliert dann seine Freiheit und mit dieser seine Elasticität. Ist das Gemüth krank geworden, dann läßt die ganze Psyche ihre Flügel hängen; der denkende Geist, der strebende Wille, der Muth zum Handeln (das Herz im engeren Sinne) — Alles ist schlaff und krank geworden. Schon wenn wir in unserem Gemüthe befangen, gedrückt, niedergeschlagen sind, will uns weder das Denken recht gelingen, — denn wir können die Außenwelt nicht recht anschauen, weil wir im inneren Sinn festgehalten werden, und ohne diese Wechselwirkung mit den „Dingen" leidet auch das „Denken" Noth —, noch unser Wollen und Thun, denn es fehlt uns die Energie, uns los zu machen von uns selber und unsere Kraft hinüberzuleiten in die gegenständliche Welt. Den Helden der That ist darum so viel gelungen, weil ihr Gemüth unter allen Umständen wacker blieb, d. h. sich von keinem Eindruck gefangen nehmen ließ.

Wohl soll jeder Mensch darnach ringen, sich selbst auch in seinen Schwächen zu erkennen, die schwachen

Seiten seines Gemüthes vor feindlicher Einwirkung möglichst sicher zu stellen, widrigen Einflüssen durch verstärkte Thätigkeit und Wirksamkeit nach Außen ein Gegengewicht zu bieten; aber die Entschlossenheit, Tapferkeit, den Muth des Gemüthes kann sich Niemand geben, das ist eine Naturgabe, die von leiblicher und seelischer Verfassung zugleich abhängt, namentlich vom Temperament, vom Muskel- und Nervensystem. Das Phlegma bedarf keiner großen Anstrengung, um sich gleichmüthig zu erhalten und nicht aus der Fassung des Gemüthes zu kommen; denn es läßt den Eindruck nicht tief eindringen. Der Choleriker mit zwar erregbaren aber festen Nerven und straffen Muskeln ist auch muthig zur That, er läßt den Reiz sich nicht in den sensiblen Nerven festsetzen, sondern leitet ihn flugs in die motorischen über zu einer der Einwirkung von Außen nach Innen entsprechenden Rückwirkung von Innen nach Außen. Der Sanguiniker ist wieder durch sein leichteres Blut und die Beweglichkeit seiner Empfindungsnerven, welche die Reize schnell übertragen und ausgleichen, vor dem Versinken in Ein Gefühl, vor dem Festhalten Einer Stimmung geschützt. Der Melancholiker hingegen hat dickeres Blut, das nicht so schnell die Nerven zu erfrischen vermag, und dabei eine Weichheit der Empfindung, welche auch minder starken Eindrücken gestattet, tief sich einzuwühlen und das Gemüth zu beherrschen.

Das Eichblatt bleibt straff, auch wenn es von einer Hornisse benagt wird; das Blatt der Mimose faltet sich schon zusammen, auch wenn nur eine Fliege sich auf ihre Blättlein setzt. Wollen wir es der Mimose zum Vorwurf machen, daß sie kein Eichbaum geworden ist? Es gibt zarte Gemüther, die in einer liebreichen wohlwollen-

den Umgebung sich gleich zarten Pflänzchen im milden warmen Sonnenschein lieblich entfalten, grünen und blühen, die aber dem Sonnenbrande oder eisiger Kälte nicht gewachsen sind und in rauher Luft dahin welken, — während andere wieder zäh genug sind, um alle Stürme und Wetter zu überdauern, und elastisch genug, um auch nach dem schwersten Druck sich wieder aufzurichten.

Der Mann lebt vermöge seiner ganzen Organisation viel mehr im Verstande, im Schaffen und Wirken nach Außen; das Leben des Weibes ist überwiegend Gemüthsleben, ein Wirken von Außen nach Innen; es hat weder die Zerstreuungen, noch die Thaten, wodurch der Mann die Schmerzen und Kämpfe seines Gemüthes nach Außen werfen kann, muß daher Vieles rein innerlich verarbeiten und tiefer in's Gemüth eindringen lassen. Dafür ist das weibliche Gemüth hinwiederum viel abgerundeter, fester und sicherer in seiner kleineren, enger begrenzten Welt, es hat sich selbst mehr in der Gewalt und seine größere Zartheit und Innigkeit einerseits, seine größere Harmonie andrerseits zieht darum das männliche Gemüth unwiderstehlich an, das, nach verschiedenen oft entgegengesetzten Richtungen bewegt und auseinandergerissen, durch diese Wechselwirkung erst seine Ergänzung findet, die verlorene Einheit und Innigkeit wieder gewinnt.

Bei allen Menschen ohne Ausnahme, mögen sie auch noch so verschieden geartet sein und das Gemüthsleben ganz zurückzudrängen scheinen, bleibt das Gemüth dennoch der individuelle Mittelpunkt, in dem Geist und Sinnlichkeit, Gedanken und Gefühl, Entschluß und That sich ausgleichen und zusammenstimmen zu Dem, was wir unser persönliches Leben nennen. Das Gemüth ist das vestalische Feuer, das nicht verlöschen darf, wenn das

sittliche und religiöse, das wissenschaftliche und künstlerische, ja auch das politische wie das sociale Leben frisch bleiben, in seiner Entwickelung nicht erstarren soll. An diesem Feuer muß sich Verstand und Phantasie erwärmen, um zu lebendiger Triebkraft zu werden, welche den Willen in Bewegung setzt und schöpferisch wirkt. Jeder große Gedanke muß erst im Gemüth festgewurzelt sein, wenn er in's Leben übergeführt, durch die That verkörpert werden soll. Die großen Gesetzgeber und Kriegshelden, die großen Denker und Dichter, welche ganzen Zeitaltern ihr Gepräge gaben, mußten auch groß und stark in ihrem Gemüthe sein, und weil sie es waren, ergriffen sie auch das Gemüth ganzer Völker. Sie hatten, gerade weil sie so energisch in das Weltwesen hineingriffen und auf dasselbe wirkten, das unabweisliche Bedürfniß, sich wieder im Gemüthe zu erfassen, sich zu sammeln in stiller Betrachtung und einsamer Ruhe. Jene ungestümen Thatenmenschen „ohne Ruhe und Rast", die im Gemüth sich nicht wieder finden konnten, mußten naturnothwendig sich selber aufreiben, durch sich selber zu Grunde gehen. So ein Alexander der Große, ein Napoleon I.

Und wie im Gemüth unser persönliches Leben wurzelt, so eben damit auch unser persönliches Schicksal. Denn vom Gemüthe hängt es zuletzt ab, wie wir die Außenwelt auf uns wirken lassen, die Dinge, Verhältnisse, Gelegenheiten ergreifen oder abweisen und wie wir die Hindernisse besiegen oder ihre Beute werden. Glück und Unglück, Wohl und Wehe, Seligkeit und Unseligkeit — sind nur verschiedene Namen für den Zustand unseres Gemüthes. An sein Gleichgewicht ist unsre Ruhe und Zufriedenheit, an seine Störung die Unruhe, der Weltschmerz, die Verzweiflung geknüpft. Der Trieb nach

innerer Befriedigung, der in jeder Menschenbrust wohnt, ist das im Gemüthe selber wurzelnde Gesetz des Gleichgewichts, das an jede Störung den Schmerz und damit auch das Streben knüpft, die verlorene Harmonie wieder herzustellen und neu zu gewinnen.

Da alles menschliche Thun einseitig ist, da es keinen Menschen gibt, der nicht Fehler zu bereuen, Irrthümer zu büßen hätte, da die Sünde sich wie ein verderblicher Rost auch auf das reinste Wollen und Wirken legt: so ist völlige ungestörte Zufriedenheit für Niemand hienieden erreichbar, auch für den Glücklichsten nicht. Nur im Glauben, d. h. im unablässigen Ringen und Streben nach dem Ewigen im Zeitlichen, nach dem Festen in der Bewegung, nach dem Bleibenden im Wechsel, mit Einem Wort: nur in der Einigung unseres Geistes mit Gottes Geiste finden wir Ruhe für unsere Seele. Das Ewige, Göttliche, über Raum und Zeit Erhabene in der Flucht der Erscheinungen zu ergreifen und festzuhalten, alles Andere als vorübergehend und hinfällig nach seinem wahren Werthe zu schätzen: das allein gibt dem Gemüthe Sicherheit, Festigkeit, innere Ruhe bei aller äußeren Unruhe. Und auf diesen Punkt der Gemüthsbildung sucht das Christenthum die Menschenseele zu bringen, auf diesem sie festzuhalten und zu kräftigen für den Kampf des Lebens. Das Christenthum ist die einzige Religion, welche zugleich ethisch und ästhetisch wirkt, indem sie das Menschenherz, dieses „trotzige und verzagte" Ding, umzubilden und wacker zu machen sucht; um in dem Kampfe zu bestehen, gibt sie ihm zugleich den Frieden und die Freude im heiligen Geist, indem sie es in ein persönliches, also gemüthliches Verhältniß zu Dem setzt, den wohl andere Religionen fürchten, den sie aber nicht lieben lehren.

Darum hat die christliche Religion auch für das wundeste Gemüth noch Balsam, für die größte Disharmonie noch stimmende, versöhnende Kraft, wenn nur die Seele sich die Fähigkeit erhalten hat, still zu halten unter des Schicksals Schlägen und im Tumult ihrer Empfindungen auf das Wort der Friedensbotschaft zu merken. Im vollsten Gegensatz zu den heidnischen Culten, welche das Gemüth entweder aufregen und außer sich bringen oder betäuben, aber, aller ethischen Wirkung bar, es beim Alten lassen, weil die Kraft des erneuernden Geistes fehlt, bietet auch der christliche Gottesdienst, wenn er seiner Idee entspricht, die Sammlung des Gemüthes und in derselben die Stärkung des Willens zum Festhalten an dem ewigen Leben, worin alle Schwankungen und Störungen schwinden und aufgehoben sind.

Das Familienleben ist darum auch für das religiöse Leben des Menschen so bedeutsam, weil hier die Brutwärme geboten wird, in welcher das Gemüth des Kindes, sein Glaube und seine Liebe sich entwickeln, und zugleich der erquickliche Schatten, worin der strebende, wirkende, kämpfende Mann von des Tages Last und Hitze sich befreien, ausruhen, sein Gemüth sammeln und damit sich zu neuer Anstrengung kräftigen kann. Wenn Johnson sagt: „Glücklich zu Hause zu sein ist das letzte Ziel alles Strebens, der Zweck, auf welchen zuletzt jede Arbeit und Unternehmung hinausgeht", so ist das einerseits wahr, wenn man andererseits nicht vergißt, daß auch das Familienleben wieder Mittel zum Zweck, die Bedingung zum Hinauswirken in die Welt und zur Erlangung der idealen Güter des Lebens sein soll; denn weder im Pol der Ruhe allein, noch im Bewegungspol allein ruht das Glück, sondern im lebendigen Gegensatz, in der unausgesetzten Wechselwirkung beider.

Wer die Ruhe des Gemüths sich zum Zweck setzen, jede Störung seines Gleichgewichts von sich fern halten wollte, der dürfte gar nicht handeln, streben, forschen — denn auch die Erforschung der Wahrheit, das wissenschaftliche Streben führt Zweifel, Unruhe und Disharmonie mit sich. Alles Schaffen und Handeln, jede tüchtige Arbeit erfordert bis zu einem gewissen Grade den Affekt, d. h. die Aufregung des Gemüths. Jede große Idee, jedes tief greifende Gefühl wirkt pathetisch. Im Affect geräth der Mensch außer sich, er verliert sich momentan, wird aus dem Centrum seines Gemüths in die Peripherie geworfen. Nun meinen wir aber nicht jene Höhe des Affects, wo der Faden zwischen Centrum und Umkreis abgerissen wird und der Mensch sich selbst verliert; es ist ein großer Unterschied zwischen der Gemüthsaufregung aus Schwäche und Reizbarkeit, der Leidenschaft, die uns nur leidend und unfrei macht, und zwischen der affectvollen Energie der That, der leidenschaftlichen Erregung im Dienst des Wahren, Guten und Schönen, welche zwar auch aus dem gemüthlichen Mittelpunkte herausgeht in den Umkreis, in das Weltwesen sich versenkt, aber den Faden zwischen Mittelpunkt und Umkreis nicht abreißt, die gerade darum so weit hinausgreifen und so weite Kreise ziehen kann, weil die Mitte so fest gegründet ist. Die Gemüthlichkeit aber bleibt gern im Mittelpunkt sitzen und wird dann indifferent gegen die That.

Der speculative Hang des deutschen Volkes ist innigst mit seiner Gemüthlichkeit verknüpft, denn im Gebiet des Gedankens und der Phantasie herrscht schrankenlose Freiheit, da kann das Gemüth in aller Behaglichkeit sich ausbreiten und festsetzen, ohne an die scharfen Ecken und

Kanten der Wirklichkeit zu stoßen und die sehr ungemüthliche Praxis des politischen Lebens durcharbeiten zu müssen. Je mehr das politische Leben darnieder lag, das Volk in seiner nationalen Entwickelung zurück blieb, desto breiter konnte sich „die Gemüthlichkeit“ machen — bis zur platten Philisterhaftigkeit. Die „deutsche Gemüthlichkeit“ ist sprüchwörtlich geworden im In- und Auslande und keineswegs zum Ruhme der deutschen Nation. Es ist ganz charakteristisch für unseren Nationalcharakter, daß auch der bekannte Ausspruch eines preußischen Finanzministers: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf“, alsbald zum Sprüchwort bei uns geworden ist. Denn er bezeichnet recht sehr unseren g e m ü t h l i c h e n H a n g. Andere Nationen finden es so selbstverständlich, daß Geldfragen mit der Gemüthlichkeit nichts zu schaffen haben, daß sie dieß gar nicht besonders anmerken. Haben sie doch nicht einmal ein Wort für unser „Gemüth“, und noch weniger für die „Gemüthlichkeit“. Wir aber fühlen uns gedrungen, doch Einen Punkt hervorzuheben, wo auch bei uns die Gemüthlichkeit ein Ende hat.

So wenig wir nun aber auch geneigt sind, der deutschen Gemüthlichkeit in ihrer Einseitigkeit und Uebertreibung das Wort zu reden, so dürfen wir doch auch nicht unterlassen zu betonen, daß sie nur die Schattenseite der hellen Lichtseite des reichen ruhmwürdigen Gemüthslebens der Deutschen bildet, und daß selbst in dieser Kehrseite noch ein schöner Zug jener Humanität liegt, welche unbeirrt von nationaler Engherzigkeit und politischem Dünkel von sich sagen kann: Nichts Menschliches ist mir fremd! Es ist ein Zug f r e i e r i n n e r l i c h e r T h e i l n a h m e a m M e n s c h e n a l s s o l c h e m, deren Abwesenheit auch bei größter Geistes- und Willens-

kraft ein sittlicher Mangel ist. Und die deutsche Gemüthlichkeit hat nicht gehindert, daß unser Vaterland zu allen Zeiten tapfere Kriegsmänner, geschickte Handwerker, fleißige Ackerbauer, kühne Reisende und muthvolle Glaubensboten in alle Länder der Erde gesandt hat. Aber die Einseitigkeit unseres Gemüthslebens muß allerdings überwunden werden. Kein berechtigtes Interesse unseres Lebens kann auf die Dauer vernachlässigt oder unterdrückt werden, wenn nicht das ganze Leben unsicher und schwankend werden soll. Wir Deutsche haben unser national-politisches Interesse mitunter auf schmachvolle Weise verabsäumt und verwahrlost. Wir haben unsere Kunst und Wissenschaft wie kein anderes Volk aus den Tiefen des Gemüthes geschöpft, unseren Glauben zu einer Angelegenheit des Herzens gemacht und mit aller Gemüthskraft gerungen, ihn mit unserem Denken in Einklang zu bringen. Aber wir haben uns zugleich in Bekenntniß- und Stammesgegensätze, in kleine und kleinlichste Landes- und Herrschaftsinteressen zersplittert, einem verderblichen Individualismus gehuldigt und es unterlassen, die Individualität mit dem Geist der Gemeinschaft, des nationalen Lebens in seiner Ganzheit zu durchdringen. Zu dieser inneren Zerrissenheit hat sich der Gährungsproceß der ganzen Neuzeit gesellt mit seiner großartigen Hebung des Verkehrslebens, mit seiner gewaltigen praktischen Neigung, die auf Bewältigung der Naturkräfte geht, mit der immer engeren Verkettung des internationalen Lebens und der immer fühlbarern Reibung an mächtigen compacten Nachbarstaaten. Alles dieses zusammengenommen hat mächtig dazu geholfen, uns aus unserer „Gemüthlichkeit" aufzurütteln und den nationalen Trieb in Thätig-

keit zu setzen; es tagt wie Morgenroth die frohe Hoffnung, daß wir uns im nationalen Gemüthe wiederfinden und damit das Gleichgewicht unserer Kräfte gewinnen werden, den einenden Mittel- und Schwerpunkt, in welchem wir unserer idealen Errungenschaften erst froh werden können, weil sie erst da ihre feste reale Grundlage gefunden haben.

4.

Pestalozzi's Anfang.*)

Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Von H. Morf. Erster Theil: Pestalozzi's Wirksamkeit bis in die Mitte des Burgdorfer Aufenthalts. Zweite verm. Auflage. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. 1869.

Das Leben und Wirken des großen Reformators der neuern Pädagogik ist in seinen Hauptzügen uns längst bekannt, ja vertraut; auch fehlt es nicht an längern und kürzern Lebensbeschreibungen und biographischen Skizzen; wir erinnern an die charakteristischen, farbenfrischen Züge, welche J. Ramsauer in der Skizze seines pädagogischen Lebens mittheilte; an das mit ebenso viel Liebe als Verständniß aus lebendiger Erinnerung des Selbsterlebten entworfene Lebensbild, das Karl Blochmann zur Pestalozzi-Jubelfeier veröffentlichte; an den betreffenden Abschnitt im zweiten Theil der „Geschichte der Pädagogik" von K. von Raumer; an die aus sorgsamer Forschung und Sichtung des Quellenmaterials hervorgegangene Biographie Pestalozzi's, welche Mörikofer in seinem Werke: „Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts", gegeben hat. Aber noch viel Verdienst ist übrig: H. Morf hat im oben angeführten

*) Bl. f. lit. U. 1869, 30.

Werke eine höchst werthvolle und dankenswerthe Arbeit mitgetheilt, welche nicht nur manche wichtige Ergänzungen, resp. Berichtigungen zu Pestalozzi's Lebensbeschreibung im engern Sinne, sondern auch, wie es der Titel richtig andeutet, willkommene culturhistorische Beiträge zur Geschichte der Volkserziehung überhaupt gibt. Durch diese breitere culturgeschichtliche Grundlage, auf welche die biographischen Mittheilungen gestellt sind, erhält das Lebensbild selber erst das tiefere Verständniß. Denn jeder große Mann, sei er ein Held des Kriegs oder Friedens, im Schulzimmer oder am Staatsruder, wird von seiner Zeit ebenso bestimmt, gehoben, getragen, gebildet, wie er bestimmend auf seine Zeit einwirkt und dieser sein Gepräge aufdrückt.

Der Verfasser hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, urkundliche Nachrichten zu sammeln und alte verstäubte Actenstöße zu durchwühlen, um sich in einen möglichst vollständigen Besitz der Quellen zu setzen; und so ist es ihm denn gelungen, überall individuell-concrete, Zeit und Persönlichkeit scharf charakterisirende Züge mittheilen und zu wechselseitiger Beleuchtung zusammenstellen zu können, wenn auch seine Schrift keine künstlerisch abgerundete Biographie aus Einem Guß darbietet. So objectiv seine Darstellung ist und so sehr er das eigene Urtheil vor der Fülle des Thatsächlichen, des urkundlich Gegebenen zurücktreten läßt, so merkt man dem Werke doch überall den Antheil des warmen Herzens an, das von seinem Gegenstande ganz erfüllt ist.

Die Einleitung, welche einen Ueberblick über die schweizerische Volksschule am Ende des 18. Jahrhunderts gibt, bringt manche pikante Einzelheiten über die traurige Beschaffenheit der Schullocale, sowie der Bildung der

Schulmeister damaliger Zeit. Leinweber, Schneider, Maurer, Ackerknechte versahen den Schuldienst neben ihrem Handwerk und Geschäft, mußten, da eigene Schulhäuser nur ganz spärlich vorhanden waren, die Schulkinder in ihrer Werkstube zusammenpferchen und erhielten für diese Aufopferung den spärlichsten Lohn. Mitunter kam es noch vor, daß der Lehrer gar nicht schreiben konnte; die Mehrzahl waren im Lesen wie im Schreiben arme Stümper. Das Aufsagen des Katechismus in der geistlosesten Weise war noch bis zu Anfang unsers Jahrhunderts die Hauptsache. Von Klasseneintheilung war selten die Rede. Die Kinder saßen bunt durcheinander und lernten laut, was ihnen der Schulmeister, von einem zum andern gehend, aufgegeben hatte. Das gab denn einen Höllenlärm. Wurde es einmal stiller, so rief der Schulmeister: „Kinder, warum lernt ihr nicht?" dann rauschten die Wogen des Studiums von Neuem.

Daß bei den Kindern der Armen von Schulbildung vollends keine Rede war, kann man sich leicht denken; die Theilnahme für die Hülflosen beschränkte sich auf Darreichung eines Almosens und Gewährung einer Nachtherberge. In den Armenhäusern, welche die Gemeinden etwa eingerichtet hatten, that man jung und alt, gut und schlecht zusammen, ohne die Bildungsmittel zu gewähren, wodurch sich die Unglücklichen aus ihrem Elend emporarbeiten konnten. Das Volk selber war — nach dem Gesetz der Trägheit — jeder Verbesserung seiner Schulzustände abhold. Es mußte aus seinem politischen, socialen, geistigen Schlaf aufgerüttelt werden. Das geschah durch die Bajonnete der französischen Republikaner, welche (im Frühjahr 1798) die alte Eidgenossenschaft, die aus 13 souveränen Cantonen, 18 gemeinen Herr-

schaften, 9 zugewandten und 2 schutzverwandten Orten bestand, über den Haufen warfen und auf ihren Trümmern die eine und untheilbare helvetische Republik gründeten mit einer Centralgewalt, die ihren Sitz zuerst in Aarau, dann in Luzern und zuletzt in Bern hatte. Sie bestand aus dem gesetzgebenden Senat und Großen Rath, von welchem das Vollziehungsdirectorium gewählt wurde, dem wieder vier Minister zur Seite standen. Eins der Ministerien des neuen Staats war das für Künste und Wissenschaften, das einem von edelster Begeisterung für geistige und sittliche Hebung seines Volks erfüllten Manne, Albert Stapfer, Professor der Philosophie und Philologie in Bern, übertragen wurde.

Wie Legrand, einer der Directoren der helvetischen Regierung, war Stapfer ein warmer Freund Pestalozzi's, dessen fruchtbare Ideen er zu würdigen, dessen sittlichen Kern er zu schätzen verstand. Die Theilnahme Stapfer's an dem pädagogischen Reformationswerk in's rechte Licht gesetzt zu haben, ist ein nicht geringes Verdienst der Morf'schen Schrift.

Stapfer hatte mit echt staatsmännischem Blick erkannt, daß die vom Volke ohne dessen Zuthun neu gewonnene Freiheit nur durch eine erweiterte und vertiefte Bildung zu stützen und zu behaupten sei, er richtete sein Hauptaugenmerk auf Gründung und Hebung von Landschulen und brachte auch die Einrichtung einer Normalschule zur Bildung von Schullehrern in Anregung. In einer Botschaft an die Räthe sagte er:

Dann erst, wenn unsere Mitbürger sehen werden, daß ihre Veredlung und ihr Menschenwerth uns am Herzen liegen, daß wir sie zur Selbständigkeit zu erziehen, sie zum Selbstdenken, Selbsthandeln und zur Selbstachtung

emporzuheben suchen: dann erst werden sie glauben, daß die Revolution nicht bloß ein von der Laune des Glücks herrührender Herrscherwechsel, sondern eine wahre Wiedergeburt des Staats, eine Veränderung ist, die auf das allgemeine Beste und die Achtung gegen die Menschheit berechnet war.

Das war die reine und volle Stimme des 18. Jahrhunderts, der Ausdruck des idealen Strebens, von welchem sich alle hervorragenden Geister desselben ergriffen fühlten, das sich negativ im Niederwerfen aller auf Vorurtheil und Verknöcherung des Ueberlieferten beruhenden Schranken menschlicher Thätigkeit und Entwickelung, im Haß gegen allen Absolutismus, mochte dieser von einem Fürstenthron oder von privilegirten Patriciersippen ausgehen, positiv aber in Herstellung eines Rechtsstaats, in welchem auch die unterste Volksklasse als ebenbürtig erkannt und der Bildung des Geistes und Gemüths für würdig erachtet wird, offenbarte. Die Idee der Humanität hatte besonders im protestantischen Genf und Zürich einen fruchtbaren Boden gefunden und der Geist Rousseau's regte sich mächtig in allen strebsamen patriotisch gesinnten Männern. Pestalozzi's Jugend fiel in die Zeit des regsten politischen Lebens seiner Vaterstadt Zürich. Am Gymnasium, dem collegium humanitatis, wirkten Männer wie Bodmer und Breitinger, die nicht bloß durch ihre hohe wissenschaftliche Bildung, sondern auch durch ihren Charakter und edeln Patriotismus sich auszeichneten, welche in den Gemüthern ihrer Schüler ein Feuer des sittlichen Enthusiasmus, des Strebens nach Unabhängigkeit und Reinheit der Gesinnung, der Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe entzündeten, das nicht bloß augenblicklich aufflackerte, sondern das ganze Leben eines

Lavater, H. Füßli, Pestalozzi u. s. w. durchwärmte. Verzehrend und reinigend wandte sich dies Feuer gegen die gnädigen Herren von Zürich, deren unlauteres Treiben an's Licht gezogen wurde. Zu Anfang des Jahres 1765 gründeten die Patrioten ein Localblatt, das sie den „Erinnerer" nannten, worin sie — durch die Censur an politischen Erörterungen gehindert — rein sittliche Aufgaben zu lösen sich vorgenommen hatten. Der zwanzigjährige Pestalozzi war Mitarbeiter; aus seinen Aufsätzen theilen wir nun folgende Stellen mit:

Ein junger Mensch, der in seinem Vaterland eine so kleine Figur macht, wie ich, darf nicht tadeln, nicht verbessern wollen; denn das ist außer seiner Sphäre. Das sagt man mir fast alle Tage; aber wünschen darf ich doch? Ja, wer wollte mir das verbieten, das übel nehmen können? Ich will also wünschen und meine Wünsche den Leuten gedruckt zu lesen geben; und wer mich mit meinen Wünschen auslacht, dem wünsche ich — gute Besserung! —

Daß doch kein großer Geist zu träge wäre oder es für seiner unwürdig hielte, für das gemeine Beste mit unverdrossenem Muthe zu arbeiten, keiner auf die geringern, aber fleißigern und treuern Mitgeschöpfe mit Verachtung herabsähe! —

Daß doch ein jeder, der für sich brav ist, bemüht wäre, nur einen einzigen andern auch so zu machen, durch besonderes Beispiel, Aufsicht, Anleitung u. s. w.; alsdann hätten wir schon wieder einmal so viel brave Leute wie jetzt! —

Daß doch jemand einige Bogen voll einfältiger, guter Grundsätze der Erziehung, die auch für den gemeinsten Bürger oder Bauer verständlich und brauch-

bar wären, drucken ließe, und daß dann einige großmüthige Personen verschafften, daß diese sehr wenigen Bogen umsonst oder nur etwa für einen Schilling an das Publicum überlassen würden, und daß dann alle Geistlichen zu Stadt und Land diese gemeinnützigen Bogen austheilten und alle Väter und Mütter, denen sie in die Hände kommen würden, diesen vernünftigen und christlichen Erziehungsregeln folgten — aber, ja, das heißt freilich viel auf einmal gewünscht.

Schon aus diesen wenigen Sätzen erkennt man das Ziel, nach welchem Pestalozzi strebte, das ihm bei allen scheinbaren Abweichungen in der Wahl seines Berufs klar und fest vor der Seele stand. Als Geistlicher, so hoffte er, würde er sich des Volks am wirksamsten annehmen können und so studirte er Theologie, vernachlässigte dabei nicht die Lectüre der Alten und des Ausgezeichneten der neuesten Literatur, machte sich auch unter der Leitung Breitinger's mit der Wolf'schen Philosophie vertraut. Eine verunglückte Predigt (in seiner Zerstreutheit hatte er sogar das Vaterunser nicht richtig gebetet) bestimmte ihn, der Theologie zu entsagen und er ging zum Studium der Rechtswissenschaft über, welche die geistigen Mittel gewährte, in die öffentlichen Verhältnisse Zürichs thätig einzugreifen. Aber ein Gemüthsmensch, ein Idealist, ein unpraktischer Träumer, als welcher Pestalozzi sich selbst und Andern erschien, hatte doch zu wenig Wahlverwandtschaft mit dem nüchternen Beruf eines Rechtsmannes, und als Demokrat, der zu den Patrioten gehörte, welche selbst die Landvögte mit ihren öffentlichen Anklageschriften nicht verschonten, hatte er sich von vornherein mit den herrschenden Familien verfeindet, sodaß er von diesen auf gar keine Unterstützung rechnen durfte.

So entschloß er sich, sein Glück in der Landwirthschaft zu versuchen. Lag doch das Leben des Landbauers als das der Natur am nächsten gestellte ganz im Zuge der von Rousseau'schen Idealen bewegten Zeit. Er kaufte Land zwischen dem Dorfe Birr und dem Brauneggberge, zuerst 15 Juchart, und brachte, vom Züricher Banquierhause Schultheß unterstützt, allmählich den Gütercomplex auf 90—100 Juchart. Es sollte eine großartige Krapppflanzung in Flor gebracht werden. Aber der gute Pestalozzi hatte auf ökonomischem Gebiet zu wenig Erfahrung und griff fehl in der Wahl des Mannes, dem er die Leitung des Einzelnen anvertrauen mußte. Im Neuhof, wie er sein neugebautes Wohnhaus nannte, richtete er eine Armenanstalt ein und hatte bald 50 Zöglinge, die im Sommer mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und dergleichen Handarbeiten beschäftigt und gleichzeitig unterrichtet wurden. Seine treffliche unermüdlich thätige Gattin stand ihm rüstig zur Seite. Doch nur fünf Jahre hatte das edle Unternehmen Bestand. Die Schulden hatten sich gehäuft, das Züricher Haus zog die helfende Hand zurück. Die schlimmste Einbuße, welche Pestalozzi erlitt, war jedoch nicht sein finanzieller Ruin, sondern die Erschütterung des Vertrauens seiner Freunde, die ihn für einen Menschen hielten, dem nicht zu helfen sei. Er selber, obwohl niedergebeugt, hatte keineswegs den Glauben an die Wahrheit und Richtigkeit seiner Ideale verloren, hatte im unablässigen Ringen seine Kräfte geübt und werthvolle Erfahrungen gemacht. Kurz nach der Auflösung seines Armenhauses schrieb er die „Abendstunde eines Einsiedlers" und veröffentlichte den Aufsatz in Iselin's „Ephemeriden" (Maiheft 1780); es war sein tiefgedachtes und tiefempfundenes pädagogi-

sches Glaubensbekenntniß; H. Morf hat recht daran gethan, es als erste Beilage vollständig mitzutheilen.

Damit war dem Thätigkeitstriebe des pädagozischen Schriftstellerthums der Weg eröffnet. Die Brüder Füßli waren der Ansicht, Pestalozzi könne wohl als Schriftsteller sich auch ökonomisch wieder emporbringen und ermunterten ihn zu fernern schriftstellerischen Arbeiten. Pestalozzi versuchte, Marmontel's „Contes moraux" nachzuahmen, schrieb fünf oder sechs dergleichen Erzählungen, aber keine befriedigte ihn. Mit der siebenten begann er, den pädagogischen Ideen, die in ihm lebten, einen Ausdruck zu geben, und siehe da, „es floß ihm aus der Feder, er wußte nicht wie". In wenig Wochen war die Erzählung zu einem Buche angewachsen, voll künstlerischer Form, ohne daß er über den Plan und die Anlage sich viel Kopfbrechens gemacht hatte, voll epischer Ruhe und klarer Gegenständlichkeit, und doch mit dem vollen Antheil des Herzens geschrieben, aus dem Leben geschöpft, lebenswahr und lebenswarm, und Alles so einfach und schlicht, daß es auch der schlichteste Bauernverstand zu fassen vermag. Der Verfasser bemerkt:

> Wenn wir von Pestalozzi sonst nichts wüßten und nichts besäßen als dieses Werk, das Zeugniß eines großen Mannes könnte ihm nicht entgehen. Da schafft nun Gertrud eine Wohnstube und einen Hausgeist, wie er sie in seiner Armenanstalt wollte und anstrebte. Da redet er sein erstes eindringliches Wort an die Armen und Verlassenen, an das Herz derer, die an Gottes Statt für sie sorgen sollen, sein erstes Wort an die Mütter, an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann.

Die gewaltige Wirkung, welche das Buch gleich nach seinem Erscheinen hervorbrachte, ist bekannt; Hoch und Niedrig, Arm und Reich lasen das Buch mit ungetheiltem Interesse. Kalender trugen Bruchstücke in die abgelegenste Hütte, Pestalozzi's Name wurde überall mit Ruhm genannt. Die ökonomische Gesellschaft in Bern überschickte ihm ein Dankschreiben, 50 Ducaten und eine Medaille von demselben Werth mit der Inschrift: Civi optimo! Hr. Effinger auf Wildegg ließ ihn in seinem Wagen mit Bedienten in Livree zum Essen abholen. Ja, es schien, als sollte das Erscheinen dieses Buchs einen bedeutenden Einfluß auf seine ökonomischen Verhältnisse und seine Lebensstellung haben. Der Großherzog Leopold von Toscana trat durch seinen Minister mit ihm in Briefwechsel und war im Begriff, ihn anzustellen, als er durch den Tod Josephs II. auf den deutschen Kaiserthron berufen wurde, wo er ob den Sorgen für sein großes Reich Pestalozzi's vergaß.

Es zeigt sich im Entwickelungsgange jedes urkräftigen Geistes, daß äußere Hemmnisse und Widerwärtigkeiten, die ihn von seiner Bahn abzulenken scheinen, seine Federkraft nur erhöhen und ihn desto sicherer seinem Ziele nahe bringen. Pestalozzi war nun erst auf den Punkt gelangt, in Demuth und Selbstvertrauen zugleich, im vollen Bewußtsein der ihm inwohnenden Kraft und ihrer Schranken, den großen für sein Leben und Wirken, für Mit- und Nachwelt entscheidenden Entschluß auszusprechen: Ich will Schulmeister werden! Er sprach dies Wort aus in den ersten Tagen der Neugestaltung seines Vaterlandes. Die schweizerische Staatsumwälzung, welche im Frühjahre 1798 begann, hob sein Gemüth und erfüllte es mit neuer Zuversicht auf Verwirklichung seiner

Ideen für Volksunterricht und Armenerziehung. Schon im Mai desselben Jahres, als Stapfer, der Minister der Künste und Wissenschaften, noch in Paris weilte, machte er dem Minister der Justiz und Polizei folgende Eingabe.

Bürger-Minister!

Ueberzeugt, daß das Vaterland eine wesentliche Verbesserung der Erziehung und der Schulen für das niederste Volk dringend bedarf, und gewiß, daß durch drei- bis viermonatliche Versuche hierin die wichtigsten Resultate erörtert und bewiesen werden können, wende ich mich in Abwesenheit des Bürger-Minister Stapfer an den Bürger-Minister Meyer, um durch ihn dem Vaterlande meine diesfälligen Dienste zu anerbieten und ihn zu bitten, bei dem Directorio diejenigen Schritte zu thun, welche zur Erzielung meiner vaterländischen Zwecke nothwendig sein mögen!

Mit republikanischem Gruß

Pestalozzi.

Aarau, den 21. Mai 1798.

Stapfer trat gleich nach seiner Rückkehr mit Pestalozzi in freundschaftlichen Verkehr und wollte diesem die Gründung eines Schullehrerseminars übertragen, wozu sich Pestalozzi jedoch nicht geneigt finden ließ, da er vor Allem in einer Armenschule seine Methode erproben und ihre Ergebnisse der Welt offenbar machen wollte. Sein Erziehungshaus sollte die Vorzüge der häuslichen Erziehung in die öffentliche übertragen. Schulunterricht ohne Umfassung des ganzen Geistes, den die Menschenerziehung bedarf, führt — so äußerte er sich — zu nichts als zur künstlichen Verschrumpfungsmethode unsers Geschlechts:

In der Wohnstube des Menschen vereinigt sich Alles, was ich für das Volk und den Armen als das Höchste und Heiligste erachte. Von ihr allein geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkscultur aus. Wo keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Wohnstube des Volks ist, da ist keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Volkscultur, da ist keine wirkliche Volkscultur.

Sein Wunsch ward ihm gewährt; in einer Schaar zerlumpter, geistig und leiblich verkommener Kinder, die er reinigte, nährte, pflegte und lehrte, entwickelte er sein pädagogisches Heldenthum und erwarb er den pädagogischen Lorbeerkranz. Morf hat Pestalozzi's Wirksamkeit im Armenhause zu Stanz mit doppeltem Recht am ausführlichsten behandelt; einmal, weil hier die ganze Fülle hingebender Liebe und heroischer Selbstentäußerung am reinsten sich offenbarte und die pädagogischen Grundsätze des erziehenden Unterrichts noch am unmittelbarsten, ohne alle Systematik und Künstelei der Schulweisheit zu Tage traten; dann aber auch, weil die Geschichte seiner Wirksamkeit in Stanz bereits manche Entstellungen erfahren hat. Es würde uns zu weit führen, näher in's Einzelne zu gehen; nur die eine Bemerkung wollen wir nicht zurückhalten, daß auch H. Zschokke in mancher Beziehung einseitig und ungerecht über Pestalozzi urtheilte, weil er sich an manche Aeußerlichkeiten und Sonderbarkeiten des Mannes stieß und die Organisation einer Anstalt mehr in äußern Ordnungen und Formen, als im innern Leben des sie erfüllenden Geistes suchte. Verstandesmenschen sind selten im Stande, die Kräfte des Gemüths recht zu würdigen und Charaktere, deren Schwerpunkt in diesem beruht, nach Verdienst zu schätzen.

5.

Die Söhne Pestalozzi's.

Roman von K. Gutzkow.

(3 Bde. Berlin 1870. Otto Janke.)

1.

In pädagogischen Werken und Zeitschriften werden keine Romane besprochen; diese gehören auf das Forum der ästhetischen Kritik und es sind vornehmlich die Feuilletons der größeren politischen Zeitungen und die Literaturblätter, welche sie der Kenntnißnahme des größeren Publicums vermitteln. Dennoch verdiente mancher Roman, auch wenn er nicht wie der vorliegende schon durch seinen Titel auf das pädagogische Gebiet hindeutete, Seitens der pädagogischen Kritik aufmerksame Beachtung in Beziehung auf die pädagogischen Grundsätze, welche darin ausgesprochen, und die Erziehungsbilder, welche darin gezeichnet werden. Hat man aus den Gedichten der Dichter im engeren Sinne eine Pädagogik des betreffenden Autors zu construiren versucht: so könnte das wohl mit mehr Fug und weniger Gezwungenheit bei unseren Romanschriftstellern geschehen, die ja als Prosaiker und vermöge des weiteren Horizontes und der

größeren Ungebundenheit des Romans viel mehr Gelegenheit haben, ihre Ansichten über Erziehung und Unterricht auszusprechen und ihre pädagogischen Ideale in den Charakteren und Lebensbildern, die sie uns vorführen, zur Anschauung zu bringen.

Dennoch würde man unrecht thun, dem Dichter, dessen Kunst ja — gleichviel ob sie in Versen oder prosaischer Rede sich bethätigt — darin besteht, aus sich herauszugehen und in den Gegenstand sich zu versetzen, den historischen Helden nach den Bedingungen der Zeit und Bildung uns vorzuführen, unter denen er lebte und wirkte, die Personen der modernen Gesellschaft nach den Bedingungen, Zielen und Zwecken eben dieser Gesellschaft zu schildern, — ich sage, man würde unrecht thun, den Autor summarisch für das, was er seinen Personen in den Mund legt, verantwortlich machen und diese und jene mit besonderer Wärme und starkem Accent vorgetragene Rede als sein Glaubensbekenntniß betrachten zu wollen. Wird doch in jeder kleineren und größeren Welt für und wider gestritten und müssen die Geister auch im Romane wie im wirklichen Leben auf einander platzen. Aber dessenungeachtet ist der Standpunkt, von welchem aus der Dichter und Romanschreiber seine Welt auffaßt und zur Darstellung bringt, der Geist, der sich in seinem Werke ausspricht und ihn den von ihm behandelten Stoff wählen heißt, die ganze ideale und ethische Richtung, die er seinem Werke gegeben, erkennbar genug. Kann doch der künstlerisch schaffende Mensch seinen sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen Menschen nicht wie einen Rock ausziehen und von sich werfen! Jeder aufmerksame Romanleser kommt gar bald „dahinter", welche Gedanken

und Strebungen dem Autor besonders am Herzen liegen, und wenn man es nicht merken kann, so fehlt dem Werke die charaktervolle Entschiedenheit und Lebenswärme. Doch auch wer nicht nach dem Geiste und der Richtung fragt, wer noch nicht auf dem Bildungsstandpunkte sich befindet, über den Gehalt seiner Lectüre sich Rechenschaft geben zu können, nimmt unbewußt den Geist und die Richtung derselben in sich auf, indem er das groß und erstrebenswerth betrachtet, was in der schönen Form der Dichtung sich als solches vorstellt, das als nichtig oder lächerlich, was im Roman bespöttelt wird, das als hassenswerth, was dort als solches erscheint. Gerade hierin beruht der große Einfluß, den die Romane unserer Zeit ausüben, im Guten wie im Schlimmen.

Obwohl Manche, die es mit dem Fortschritt und insbesondere mit der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts sehr ernst meinen, ob der sich überstürzenden, ganz fabrikmäßig betriebenen Romanerzeugung unserer Zeit sich entsetzen, von aller Romanlectüre sich abwenden und dieser gar keine tiefere Wirkung und noch weniger einen bildenden Einfluß auf Geist und Gemüth zugestehen wollen; obwohl gar nicht zu leugnen ist, daß der Feuilletonstyl, der für den Augenblick zu reizen sucht und Alles, was er bietet, auf das Pikante berechnet, auch sehr überwiegend der Romanstyl geworden ist und alle unsere modernen Romane ihre Wirkung viel mehr im Stofflichen, im Inhalte und in der Tendenz suchen als in der durchgebildeten poetischen Form und in der ästhetischen Abrundung: so ist doch nicht zu verkennen, daß sich die Romane nächst den Zeitungen der meisten Leser erfreuen, daß sie das Epos der Neuzeit bilden, daß sie den poetischen Genuß um so mehr erleichtern, als sie,

den Gegensatz von Poesie und Prosa aufhebend, auch der Reflexion Raum geben, daß sie die epische, lyrische und dramatische Wirkung in sich vereinigen und in dieser ihrer höchst elastischen bequemen Kunstform für alle Gedanken, Gefühle und Affecte, welche die Zeit bewegen, für alle Kämpfe und Gegensätze, die sie erregen, ein willkommenes Darstellungsmittel bieten. So ephemer sie im Einzelnen zu sein und zu wirken scheinen, so wirken sie im Ganzen dennoch nachhaltig über unsere Generation hinaus und bilden in dem großen gewaltigen Gährungsprocesse der Gegenwart ein sehr bedeutendes Ferment. Sie sind zum Sprechsaal geworden, in welchem conservative und revolutionäre, aufbauende und einreißende Strebungen zu Wort kommen, in welchem für monarchische und demokratische, katholische und protestantische, naturwissenschaftliche und philosophische, materialistische und idealistische Interessen gekämpft wird und für die Emancipation der Vernunft und des Fleisches, des weiblichen Geschlechts und der Negerrace, für Socialismus und Communismus schon manche Lanze gebrochen ist. Gleichviel, ob Geschichts- oder Socialroman, ob fromm oder freigeisterisch, christlich oder jüdisch: die Tendenz ist vorhanden und was dieselbe der poetischen Gestaltung Abbruch thut, das kommt wieder der praktischen Wirkung zu Gute. Und praktisch ist unsere Zeit durch und durch; der Idealismus wie der Realismus, der Spiritualismus wie der Materialismus muß diesem Grundtriebe der Gestaltung unseres politischen und kirchlichen, gesellschaftlichen und Familienlebens dienen, — er muß sich praktisch verwerthen lassen. Hat doch selbst Garibaldi die praktische Tragweite unserer Romane richtig erkannt!

Die Schul- und Erziehungsfrage gehört zu den Problemen des 19. Jahrhunderts, deren praktische Lösung erstrebt wird, deren Discussion schon längst dem engeren Kreis der Männer vom Fach entrückt, in die Gemeinde- und Ständeversammlung, auf die Tribüne der Volksredner und auf die Kanzel der Geistlichkeit, in Zeitungen und Broschüren gebracht ist, die zu Allen sprechen. Eben darum, weil sie eine so eminent praktische Frage ist, die tief in das staatliche und kirchliche Leben der Gegenwart, in die ganze Gestaltung der modernen Gesellschaft eingreift, wird sie auch in unseren — Romanen behandelt. So haben zwei der neuesten und hervorragendsten Romane, Berthold Auerbach's „Landhaus am Rhein" und Karl Gutzkow's „Die Söhne Pestalozzi's", die Lösung pädagogischer Aufgaben als wesentlichen Bestandtheil in den Gang der Handlung aufgenommen, Erzieher und Lehrer zu Hauptpersonen ihrer Werke gemacht und in der Entwickelung ihrer Charaktere und Schilderung ihrer Wirksamkeit die pädagogischen Grundsätze und Tendenzen, welche unsere Zeit bewegen, offen dargelegt.

Beide Autoren sind auf diesem Gebiete keine Neulinge. B. Auerbach hat, wie dem Volke überhaupt, so insbesondere auch den armen innerlich und äußerlich beschränkten Elementarlehrern stets ein warmes Herz, die humanste Theilnahme entgegengebracht. Er hat diesen Zug mit Jean Paul gemein. In seinem Romane „Neues Leben", der, als Kunstwerk mißlungen und fragmentarisch (wie J. Paul's unsichtbare Loge) doch in seiner dorfgeschichtlichen Episode und einzelnen kräftigen Schlaglichtern, die auf das Landschulwesen fallen und auf das ideale Ziel, das erreicht werden muß, hindeuten, ganz vortrefflich ist, hat er den Volksschullehrern im Lehrer

Deger gezeigt, wie sie sich in das Leben des Volkes vertiefen müssen, um es zu entwickeln und zu erheben. In dieser reinen, von allen selbstsüchtigen clericalen oder politischen Standesinteressen freien Idealität, welcher Auerbach den Volksschullehrer entgegenführen möchte, liegt vielleicht noch mehr Christlichkeit, als in dem bekannten Roman des christlichen Pfarrers Albert Bitzius (Jerem. Gotthelf): „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", der jedoch, als Lebensbild in der bekannten drastischen Weise des Autors gehalten, mehr künstlerischen Werth hat, als Auerbach's Neues Leben, wie denn auch Jer. Gotthelf als Volksschriftsteller trotz aller Auswüchse seiner derb-realistischen Manier dem Jünger Spinoza's überlegen ist. Auch kämpfte Jer. Gotthelf, indem er den vor-pestalozzischen Dorfschulmeister, der vom Webstuhl herabsteigend das Schulscepter ergriff, in all' seiner Rohheit, Halbbildung und verachteten socialen Stellung naturgetreu in grellster Herbheit schildert, nicht minder für den socialen Fortschritt und die Hebung des Lehrerstandes, als die gleichzeitigen deutschen Schriftsteller, welche von ihrem idealistischen Standpunkte aus für die Volksbildung und deren Organ in die Schranken traten.

Gutzkow kämpft mit anderen Waffen als Bitzius und Auerbach. Er hat nicht den naiv-realistischen Zug und die volksthümliche Derbheit des einen, nicht die sympathische Gefühlswärme und heitere Unbefangenheit, die auch mit dem Tagelöhner und Handwerksburschen sich auf Du und Du zu stellen weiß, des anderen: er hat größere Gedankenschärfe, als beide, aber auch mehr Zweifel, er ist eine überwiegend skeptische Natur, ein vornehmerer Geist, der das Leben nicht ohne einen

ironischen Zug beobachten und schildern kann, der die Geißel der Satyre und des Spottes zu schwingen weiß, um das, was der Entwickelung widerstrebt und seinen Ideen nicht entspricht, zu bekämpfen, das, was groß und wichtig scheint, in seiner Hohlheit und Nichtigkeit darzustellen, das, was zu stehen vermeint, zu Falle zu bringen. Wie in ihm selber ein rastloser Entwickelungsdrang und ein nie zu befriedigender dialektischer Denkproceß arbeitet, der jedes Object immer zugleich von der einen und der anderen Seite betrachtet, der von einem Gegensatz zum anderen hingetrieben beide zu versöhnen strebt in einer höheren Einheit, die alsbald wieder der Analyse unterworfen wird und deren Bestandtheile gelockert auseinanderfallen: so ist auch in seinen Romanen eine Vielseitigkeit der Auffassung, eine Schärfe der Beobachtung, eine Kritik in der Anschauung, die dem Geiste immer neue Anregung, Belebung, Vertiefung, aber dem Gemüthe seltener Erhebung und nie ein behagliches Ausruhen gewährt.

Während uns Auerbach in seinem „Landhaus am Rhein" einen Hauslehrer schildert, der den Cavalier, Gelehrten, Pädagogen und charaktervollen Menschen auf eine wahrhaft ideale Weise in sich vereinigt, an dessen Bilde sich unser Herz erfreuet: malt uns Gutzkow im Pfarrer Nesselborn, der Hauptpersönlichkeit unter den „Söhnen Pestalozzi's", das Bild eines zwar mit edlen Aufwallungen des Gefühls beginnenden, stets das Beste wollenden, aber in sich unsicheren schwankenden Charakters, dessen Thun und Lassen den Leser oft recht peinlich berührt. Während der Zögling Erichs im Landhaus am Rhein trotz früherer Verwahrlosung sich bald unter der sicheren und festen Leitung seines Erziehers hoffnungs-

voll entwickelt und mit der ganzen Kraft seines edeln Gemüths ihn als den geistigen Vater liebt, erkaltet das Herz des jungen Mannes in den Söhnen Pestalozzi's gegen Den, der in noch viel höherem Grade sein väterlicher Freund und Hort sein sollte. In dem Institute, das uns der Gutzkow'sche Roman schildert, tritt uns verzogene, verdorbene, leichtsinnige Jugend entgegen, wie sie thatsächlich in solchen Anstalten vorgekommen sein und noch vorkommen mag. Der Idealist Auerbach hingegen läßt sogar die kleine Amerikanerin in naive Märchen-Stimmungen und Entzückungen gerathen, als sie in einem deutschen Walde einen deutschen Knaben schlafend findet, und enthusiastisch wird über die Jugend unserer Zeit das Urtheil gefällt: „Diese neue Jugend schwankt nicht mehr zwischen den beiden Polen Begeisterung und Verzweiflung; es ist vielmehr eine intellectuelle Begeisterung in ihr und ich glaube, sie wird mehr durchführen als wir. Ich bin glücklich, daß ich nicht schon zu alt bin, um noch diese ich möchte sagen zur Eisenbahn geborne Jugend verstehen zu können. Ich bewundere und liebe unsere Gegenwart. Noch zu keiner Zeit wußte jeder in seinem Berufe so bestimmt, was er will und was er soll, als die heutige Welt; so in aller Wissenschaft und in allem Leben."

Wo Auerbach gefühlsselig sich einer Erscheinung, einem Zuge der Zeit hingibt, verhält sich Gutzkow reservirt, prüfend, analysirend, ablehnend; wo jener sich idyllische Hütten bauet, geht dieser kopfschüttelnd wie an unwohnlichen Baracken vorüber. Gutzkow kennt aber auch keine Schönmalerei und Ueberschwenglichkeit und dringt schärfer in's Einzelne. In seinem neuesten Roman ist viel mehr Sach- und Fachkenntniß des heutigen Er-

ziehungs- und Unterrichtswesens als in dem Auerbach'schen, und wenn auch die Auffassung ganz realistisch ist, so ist doch der belebende Hauch, der zum Vorwärtsstreben treibt, idealistisch. Liegt auch die Stärke des Gutzkow'schen Idealismus auf Seiten der Negation, so meint es derselbe doch nicht minder ernst und aufrichtig mit dem Fortschritt. Unter den Schriftstellern des jungen Deutschlands gebührt Gutzkow der Ruhm, für die Entwickelungskämpfe der deutschen Pädagogik das schärfste Auge und regste Interesse bewiesen zu haben; ihm, der den leisesten Regungen und verborgensten Strömungen des deutschen Bildungslebens an den Puls zu fühlen verstand, konnte die Wichtigkeit pädagogischer Strebungen auf theoretischem wie auf praktischem Gebiet nicht entgehen. So schrieb er schon im Jahre 1838 in J. Paul's Manier einen satyrischen Roman: Blasedow und seine Söhne, worin er die Uebertreibung des pädagogischen, durch Pestalozzi siegreich zur Geltung gebrachten Grundsatzes: „erziehe und unterrichte den Seelenkräften deines Zöglings gemäß", der von den Philanthropen wohl hier und da zu sehr auf das Individuelle beschränkt und zum Individualismus übertrieben werden mochte, persiflirte, doch in der Caricatur zu weit ging, während manche Anspielungen auf pädagogische und theologische, politische und höfische Richtungen nur den Eingeweiheten verständlich waren, so daß die Wirkung des Romans nur eine beschränkte blieb, trotz einzelner in Kraft der Komik und geistreicher Schärfe der Satyre ausgezeichneter Partien. In dem Blasedow kann man den Basedow kaum noch erkennen (deutlicher tritt er in dem aufklärungssüchtigen Consistorialrath Blaustrumpf hervor) und in den Söhnen Blasedow's, besonders dem

Schlachtenmaler, mit welchem sich der Roman hauptsächlich beschäftigt, ist noch mehr Gespreiztheit, Unnatur und Absonderlichkeit — vom Moralischen ganz abgesehen — als in dem confusen Blasedow selber. Wir treten in eine Welt der Verrücktheit und Haltlosigkeit, in der die Komik zu schnell ihren Reiz, die Satyre ihre Kraft verliert.

Wie ganz anders in den Söhnen Pestalozzi's! Dieser Roman, während des Sommeraufenthaltes Gutzkow's in Bregenz 1869 geschrieben und 22 Jahre später als die Söhne Blasedow's erschienen, ist aus Einem Guß, die Tendenz läuft nicht neben der Geschichte her, die Reflexionen gehören immer ganz zur Sache, es sind keine unnützen, das Interesse am Fortschritt der Handlung schwächenden, bloß der Gelehrsamkeit dienenden Excurse, keine so künstlich verschlungenen und verwebten Fäden, daß man den Faden der Geschichte verliert: vielmehr ist Alles concret, klar, treu nach dem Leben, mitunter fast allzu photographisch-genau gezeichnet, die Charakteristik verräth überall die feste sichere Hand des Meisters und die Composition ist vortrefflich. Die höchst spannende, dramatisch lebendige Exposition führt geraden Wegs auf den Knotenpunkt der Verwickelung; dieselbe liegt vor dem Auge des Lesers ziemlich offen da und doch hat der Dichter es wohl verstanden, unser Interesse im angemessenen crescendo zu spannen, bis die Katastrophe hereinbricht.

Diese ist eine doppelte: das über die geschiedene Gräfin und ihren zweiten Mann und das über das Erziehungsinstitut ergehende Gericht; es ist die gerechte Nemesis, welche beide zu Falle bringt. In dieser parallelen Fortführung des auf zwei ganz verschiedene Gebiete zu

richtenden Interesses lag für die Composition eine nicht geringe Gefahr, den Roman in zwei nur nothdürftig an einander gereihete Hälften zerfallen zu lassen; aber der Verfasser hat sie mit glücklichem Tacte vermieden, indem er die Hauptpersönlichkeiten des einen mit den Hauptpersönlichkeiten des andern von vornherein in ein solches Verhältniß setzt, daß ihre Schicksale sich verketten mußten. Der Findling Theodor Waldner, der wider alle Berechnung und allen Willen seiner durch Leidenschaft verblendeten Mutter an's Tageslicht kam, ward der Zögling Nesselborn's, des Instituts-Directors, und seine Entwickelung nicht nur, auch sein Lebensgang stand mit dieser Erziehungsanstalt in engster Beziehung. Allerdings bleibt der Findling der Schwerpunkt, sein Schicksal die Grundlage und Spitze des ganzen Romans und insofern ist der Titel nicht ganz zutreffend.

Der Gang der Erzählung ist kurz folgender: Gräfin Jadwiga Wildenschwerdt, die ihrem Manne ein ungeheures Vermögen zugebracht hat, läßt sich von ihrem durchaus ehrenhaften und tüchtigen, obwohl etwas pedantischen Gemahl, der hochherzig genug gewesen, in dem Ehecontract auch für den Fall der Trennung der Frau die Hauptmasse des Vermögens zu sichern, bald nach der Verheirathung wieder scheiden, weil sie den schönen jungen Baron Otto von Fernau liebt. Das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, wird heimlich geboren, soll durch Vermittelung eines verschmitzten Dieners, den die Gräfin vor dem Zuchthause gerettet hat, nach Amerika geführt werden. Dieser nimmt es aber in seine einsame Waldaufseher-Wohnung und verbirgt es in einer Felshöhle; er will ein Mittel in der Hand behalten, von der früheren Gräfin Wildenschwerdt, die nun den Baron von Fernau

geheirathet hat, nach Belieben Geld zu erpressen. Der zweideutige Waldaufseher wird, an einem Wilddiebstahl sich betheiligend, erschossen; sein früherer Kumpan, nun zum Förster avancirt, durchsucht die Wohnung des Gefallenen, findet die Höhle und in dieser einen Jüngling, bleich, kaum im Stande zu gehen, fast blödsinnig. Als derselbe an's Tageslicht gebracht wird, ist Prediger Lienhard Nesselborn, der eben einen Besuch bei seinem Vater, dem Lehrer des Dorfes, gemacht, gegenwärtig. Er hatte die Begeisterung für den edlen Reformator der Pädagogik, Heinr. Pestalozzi, so zu sagen mit der Muttermilch eingesogen, wäre auch viel lieber Lehrer als Geistlicher geworden, denn sein Herz neigte sich der Schule, nicht der Kirche zu. An dem Lebendigbegrabenen, nun aus dem Grabe Erstandenen wollte er sein Erziehungs-Ideal verwirklichen. „Vater," so rief er seinem ehrwürdigen alten Vater zu, „dieser Knabe ist mein! Das ist der Urmensch — die Tafel, die noch des Lebens verworrene Runenschrift nicht bekritzelt hat mit den Vorurtheilen von Jahrtausenden! Den werde ich zum Menschen machen, den werde ich erziehen!"

Die Regierung überließ ihm den Findling; Lienhard ward durch denselben eine berühmte pädagogische Größe. Er gab sein geistliches Amt auf und gründete in der Residenz eine Erziehungsanstalt für Knaben, wobei ihn die Baronin Fernau mit ansehnlichen Geldzuschüssen unterstützte. In seiner Schwärmerei für reine Humanitatsbildung war es ihm ganz recht, daß sein Institut von Kindern aller Stände, Fürsten und Freiherren, Kaufleuten und Industriellen — und aus allen Nationen, von Engländern und Deutschen, Franzosen und Rumänen besucht wurde!

Doch in der schnell zur Blüthe gelangten Anstalt kam bald der nagende Wurm zum Vorschein, Lienhard Nesselborn, der mit seinem Vornamen für das Pestalozzi'sche Ideal Geweihete, sollte bald inne werden, daß sein Familienname auch den brennenden Schmerz, mit welchem er fortan ohne Aufhören geplagt wurde, gleichfalls angedeutet hatte. Er wurde von seiner äußerlich gewandten, aber gemüthlosen, sehr eiteln und koketten Frau und seinen beiden leichtsinnigen Töchtern völlig unterjocht, konnte weder unter dem Lehrer-Personal, noch unter den Schülern die nöthige Ordnung und Zucht erhalten, weil ihm alle Charakterstärke und Festigkeit des Willens fehlte. Wie er seinen Zögling Theodor Waldner — so hatte man den im Walde Gefundenen genannt — falsch behandelt, weil geistig überfüttert hatte und er selbigen zur völligen Ausbildung und gleichmäßigen Entwickelung der Körper- und Seelenkräfte wieder auf das Land zum alten Vater Nesselborn schicken mußte, der in seiner einfacheren Bildung doch viel fester stand als der geist- und gefühlsreichere Sohn: so mußte er sich im entschiedenen Auftreten und pädagogischen Tact bald von seiner jungen Nichte, Gertrud Nesselborn, beschämen lassen, welche die Erziehung des Findlings vollendete und ihm, soweit das möglich, die fehlende Mutter ersetzte. Sie wurde in's Institut berufen, um Frau Nesselborn in der Wirthschaft beizustehen, nachdem die beiden Töchter schnell aus dem Hause entfernt werden mußten.

Diese beiden leichtsinnigen Mädchen hatten nämlich mit zwei Internen, den Söhnen eines rumänischen Fürsten, ein sehr intimes Liebesverhältniß angeknüpft; der Vater dieser „Prinzen", über den Scandal und die

Schulden derselben entrüstet, eilt herbei und will bei der Regierung Anzeige machen. Dießmal rettet der Hausarzt Doctor Staudtner, ein Universitätsfreund Nesselborn's, das Institut, indem er den Fürsten dadurch besänftigt, daß er demselben die beiden Mädchen zu freiester Verfügung stellt. Sie reisen mit dem jovialen Lebemann (der in seiner halb türkischen, halb französischen Bildung vortrefflich — wahrhaft drastisch — geschildert ist) als Gouvernanten für die Prinzeß Tochter in die Wallachei. Das Ungewitter ist vorübergegangen; bald aber zieht ein neues am Himmel auf. Schulrath Bögendorf will seinen neuen Schwiegersohn, der Arzt ist, an die Stelle des bisherigen Dr. Staudtner in's Institut bringen; er, der äußerlich so fromm und mild, intriguirt gegen seinen Freund Nesselborn auf die hinterlistigste Weise, überbringt diesem selber die Nachricht, daß Baron Fernau einen Theil der dargeliehenen Hypothek zurückverlange und macht den von allen Seiten bestürmten Nesselborn so mürbe, daß dieser sich Allem unterwirft, was der frömmelnde Schulrath verlangt, und auch dem Pestalozzi'schen Geiste immer ungetreuer wird. Gertrud mit ihrem opferwilligen guten Herzen hilft dem Onkel aus seiner Geldverlegenheit, indem sie ihm die nöthigen 5000 Thlr. aus ihrem eigenen Vermögen übergibt.

Baron Fernau, der seiner früher schönen, aber schnell alternden, von Gewissensbissen gefolterten Gemahlin, die ihrem geliebten Manne Alles nachsieht, bald überdrüssig geworden ist, ergibt sich einem liederlichen Leben, macht Schulden auf Schulden und bringt das so große Vermögen in bedenkliche Abnahme. Es folgen heftige Scenen zwischen den beiden Ehegatten; im höchsten Affect des Zornes droht Jadwiga, dem Grafen Wilden=

schwerdt, der von einer längeren Reise zurückkehrt, Alles entdecken und, um ihr Gewissen zu beruhigen, dem rechtmäßigen Erben, Theodor Waldner, das ganze Vermögen zuwenden zu wollen. Von nun an stellt der Baron dem Jüngling, dessen Geburt auch beim Publicum schon lange kein Geheimniß mehr ist, nach dem Leben. Zwei Bälle, die zur Feier des Professors- und Educationsraths-Titels, den der Director erlangt hat, sowie zu Ehren der schnell zurückgekehrten und nicht minder schnell abgeblüheten Töchter Nesselborn's im Institut gegeben werden, bieten den für diesen Zweck gedungenen Helfershelfern günstige Gelegenheit, unbemerkt in das Zimmer Waldner's zu dringen und Gift in dessen Trinkwasser zu thun. Zwar entgeht der unglückliche junge Mann dem Tode in Folge eines schnell angewandten Brechmittels, aber das Institut kommt immer mehr in Verruf und abermals kündigt Baron Fernau die noch übrige Hypothek. Theodor Waldner, kaum genesen, wird durch einen Brief aus dem Hause gelockt und von mehreren Messerstichen getroffen zu Boden gestreckt. Es ist Baron Fernau selber, der diesen Mordanschlag gefaßt und in Vermummung ausgeführt hat, weil er bei seinen großen Schulden Alles daran setzen muß, die Anerkennung des Findlings als Sohn des Grafen Wildenschwerdt zu hintertreiben. Jadwiga, obschon sie an diesem Verbrechen unschuldig ist, zögert nun nicht länger, ihrem ersten Gemahl offen und frei in einem Briefe zu bekennen, was sie verschuldet hat. Daß Fernau sie nie geliebt, hat sie leider zu spät erkannt. Vor der gerichtlichen Untersuchung fliehen beide, der Mann nach Amerika, die Frau in ein Hochthal der Schweiz, wo sie irrsinnig wird. Theodor Waldner wird als hochgeborner Graf überall gefeiert, selbst bei Hofe

vorgestellt und zieht mit seinem Vater auf dessen Schloß. Nun offenbart sich die Liebe, welche er schon lange genährt — zu der jüngsten Tochter des Präsidenten Fernau, des Bruders Otto's, die ihm seit ihrem ersten Zusammentreffen ihr Herz geschenkt hat. Beide werden ein glückliches Paar und Gertrud, die Vielumworbene, die ihre Liebe zu Theodor Waldner muthig niederkämpft, reicht ihre Hand dem alten, doch noch jugendfrischen Grafen Wildenschwerdt, der den Adel des Herzens und die Klarheit und Tüchtigkeit des Geistes dieser seltenen Jungfrau zu würdigen weiß.

Nesselborn's Institut, schon lange innerlich faul, löst sich auf; der Educationsrath, mit gelähmten Geistesschwingen und gebrochener Lebenskraft, wird, da er ganz dem herrschenden Systeme der Regierung huldigt, zum Seminardirector ernannt.

Man sieht schon aus dieser Skizze: der Roman greift wieder tief in die dunkeln Partien des modernen Lebens ein, es ist mehr Schatten als Licht darin. Zerrüttung im adligen Hause, Zerrüttung im bürgerlichen — eine Fülle von Bosheit, Schlechtigkeit, Gemeinheit, Trug, Hinterlist, Ueppigkeit, Schwelgerei, Heuchelei, Charakterlosigkeit eröffnet sich dem Blicke des Lesers. Aber das Laster wird nicht nach französischer Weise überfirnißt, das Zweideutige und Schlechte, das Hohle und Gemeine wird nicht beschönigt — es wird mit heiterer Ironie oder mit dem bitteren Ernst der Satyre dargestellt, ganz gegenständlich, wie es ist. An dem sie gesündigt haben, an dem werden sie auch gestraft und gehen zu Grunde; das Edle, Tüchtige und Wahre ist allein das Lebensfähige und behält den Sieg. Der Ausgang des Romans, die Doppelheirath des Vaters und Sohnes, ge-

währt einen milden, versöhnenden Abschluß, der mit seinem humoristischen Ingrediens als strahlender Lichtpunkt auf dem mit düsteren Farben gezeichneten Bilde um so wohlthuender wirkt. Daß Gutzkow die Geschichte Kaspar Hauser's, die an sich so viel Triviales und in ihrem Ausgange gar nichts Poetisches hat, mit dichterischer Freiheit behandelt, daß er der Entwickelungsgeschichte eines mit so starkem Idealismus beginnenden und mit so schwachem Geiste endigenden Pestalozzianers, dessen Unselbständigkeit so oft einen peinlichen Eindruck macht, nicht auch das in kläglicher Verkümmerung endende Leben des Zöglings gegenüberstellte, war durch ein wohlbegründetes ästhetisches Gesetz geboten. Wie der dramatische Dichter einen Geschichtsstoff dem Gesetz seiner Kunst unterwirft und der epische Dichter die Sage nach psychologischen und ethischen Gesichtspunkten behandelt, um uns ihren Gehalt poetisch zu erschließen: so hat es auch der Romandichter mit der ohnehin der Sage so nahestehenden Geschichte des geheimnißvollen Findlings gemacht. Seinem Talente bot sich das Dunkle, Verworrene und Verschlungene als ein willkommener Stoff dar für die nachspürende Vermuthung, für die scharfe psychologische Analyse, für die künstlerische Gestaltung. Das Werk ist nach allen Seiten hin wohl gelungen, das Verworrene klar auseinandergelegt, das Geheimnißvolle auf befriedigende Weise enthüllt, das Fragmentarische in natürlichen Zusammenhang gebracht ohne künstliche Hypothesen und gezwungene Synthesen. Psychologisch ist Alles wohl motivirt; nur in dem Attentat, das Otto v. Fernau selber auf Theodor Waldner verübt, lag in dem Charakter des Mannes und selbst in seiner Verzweiflung keine Prämisse. Auch möchten von physiologi=

scher Seite einige Bedenken zu erheben sein, wie es einem armen, gänzlich in seiner Entwickelung gehemmten jungen Menschen, der siebzehn Jahre in einer Höhle gekauert hat, schlecht genährt und mit Opium betäubt wurde, so schnell gelingen konnte, sich als ausgezeichneter Schlittschuhläufer und vortrefflicher Reiter zu produciren und in einem Erziehungsinstitut als Aufseher und Lehrer angestellt zu werden. Sogar das wiederholt genommene Gift und die Dolchstiche haben dieser jedenfalls unverwüstlichen Natur wenig geschadet.

Trotz aller Verkümmerung, Verrenkung, Verletzung seines Wesens fühlt und denkt, lebt und liebt er wie andere junge Männer, die etwas spät in die Welt getreten und in ihren Studien etwas zurückgeblieben sind; trotz allen Mißgriffen seines pädagogischen Vaters, trotz aller Demüthigung, die er im Institut erfahren hat, und aller Schulmeisterei, in die man ihn zwängte, zeigt er sich als vollkommener Cavalier und weiß sich schnell in den Stand des Grafensohnes zu finden. Er ist um seine Kindheit betrogen, kein Mutterauge hat auf ihm geruhet, keine Mutterliebe ihn erquickt, ein roher Mensch, ein Verbrecher ist der einzige Mensch gewesen, den er gesehen: er hat diesen als seinen Wohlthäter erkannt, verehrt, geliebt und bringt, aus seinem Grabe hervorgehend, ein Herz voll Liebe in die Menschenwelt. Das ist, obwohl einigermaßen verwunderlich, doch nicht unpsychologisch, denn es erinnert uns an den unverwüstlichen Keim des Guten in der Menschennatur. Dieselben Verhältnisse, welche das lebendig begrabene Kind in seiner Entwickelung hemmten, die seine Bildung zerrütteten, die bewahrten es auch vor der Verbildung. Es durfte den einzigen Menschen, der sich ihm nahete und

nur kurze Zeit täglich bei ihm verweilte, als seinen Wohlthäter verehren und mit seinen hölzernen Pferdchen spielen. Sein Gemüth blieb eine weiße unbeschriebene Tafel, auf welche ein guter und tüchtiger Erzieher dann unbeirrt von störenden Einflüssen Worte des Heils und des Lebens schreiben konnte.

Insofern hatte der Pfarrer Lienhard Nesselborn, der von heißem Drange, seine Erziehungsideale zu verwirklichen, Ergriffene, Recht, seinem begeisterungsvollen Entzücken Ausdruck zu geben, als er das seiner Höhle entführte Jünglings-Kind erblickte, das nur die Worte „Pferd" und „Mann" stammeln konnte! Aber indem er ihn als den Urmenschen betrachtete, an welchem das Ideal der Erziehung zu verwirklichen, der zum Muster der Menschheit zu erziehen sei, zeigte er bereits das Nebelhafte und Unklare seines pädagogischen Idealismus. Denn ein schlechteres Object, um die Erziehungsgrundsätze eines Meisters, gleichviel ob eines Plato oder Pestalozzi, zu erproben, konnte es doch wohl nicht geben, als solchen um seine Kindheit betrogenen, schon in den Lebenskeimen geknickten und geschwächten Jüngling! Eine Pädagogik, die auf keine Kindheit und Knabenzeit einwirken kann, verdient nicht mehr ihren Namen. Wenn J. J. Rousseau seinen Emil aus dem warmen Familienneste herausnahm, um ihn ganz unter den Einfluß seines Erziehers zu stellen, so war das eine Abstraction und Einseitigkeit, welche das ganze System schief stellte und unsicher machte; denn der Normalmensch ist der in seiner Familie Geborene und Erzogene. Aber dieser Rousseau'sche Emil war doch Kind, und zwar ein gesundes Kind. Und nun gar Pestalozzi! Er war es, der, den Rousseau'schen Irrthum überwindend, die Er-

ziehung auf ihre natürliche Grundlage stellte, indem er ihr die Familie sicherte und sie vor Allem dem warmen opferbereiten Mutterherzen übergab. Er selber ward den armen, aus dem elterlichen Hause getriebenen oder ihrer Eltern beraubten Kindern Vater und Mutter zugleich, und diese zerlumpten verkommenen Waisen waren dem Normalmenschen viel näher, als der Emil Rousseau's.

Nesselborn wollte ein Jünger Pestalozzi's sein und täuschte sich selber! Wohl konnte er auch in der Erziehung eines so verwahrlosten und abnormen Menschen, wie es der Findling war, Pestalozzi'schen Geist bewähren und Pestalozzi'sche Grundsätze zur Geltung bringen, wenn er nur selber ein rechtes Familienleben gehabt, wenn ihm nur eine pädagogisch tüchtige Ehefrau beigestanden hätte; wenn er nur nicht Lehrer und Gehilfen gehabt hätte, die, wenn auch in einzelnen Kenntnissen und Fertigkeiten hervorragend, doch zu wenig Erzieher waren; wenn er — was die Hauptsache war — nur in sich selber fest und klar gewesen wäre! So liegt schon in dem Titel des Romans die Satyre ausgesprochen; es fällt aber auch von der Charakteristik Nesselborn's, der zum Regieren unfähig, zuletzt ganz willenlos dem Intriguenspiel in und außer der Anstalt preisgegeben ist, der dem äußeren Glanz und Ruhm seiner Anstalt den inneren Gehalt und seine eigenen Grundsätze opfert, eine nicht zu verkennende Ironie auf den Meister Pestalozzi selber zurück, der ja auch schließlich sein eigenes Institut sich über den Kopf wachsen, der mehr gefühlvoll als willensstark das Scepter sich aus den Händen nehmen ließ, der von der pädagogischen und sittlichen Höhe eines Armenlehrers und Waisenvaters zum „Director" einer Anstalt herabstieg, einer Erziehungsanstalt, in welcher die „Methode"

nur äußerlich glänzte, die Humanitätsbildung zur leeren Allgemeinheit verflüchtigt wurde, in welcher sich vornehme Jugend aus aller Herren Länder umtrieb, und von der idealen Einfachheit, mit welcher der große Reformator der Pädagogik begann, nichts mehr zu spüren war.

Und der satyrische Stachel wird noch geschärft, daß in der Erziehungsanstalt, wo man echte Söhne Pestalozzi's zu finden erwartet, der einzige Pädagog, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, der sich gleich gut auf das Dienen wie auf das Herrschen versteht, der allein die Bildung Theodor Waldner's zu vollenden und dem Director die für eine Erziehungsanstalt nicht passende Ehefrau zu ersetzen weiß — ein junges in einem Lehrerinnen-Seminar gebildetes Mädchen ist! Gertrud allein (der freundliche Leser wolle den Ausdruck entschuldigen) hat die pädagogischen Hosen an. Damit hat der Verfasser des Romans der heutigen Lehrergeneration kein sonderliches Compliment gemacht. Gewiß hat Gutzkow eine ganz bestimmte von ihm beobachtete Anstalt vor Augen gehabt, aber in der allgemeinen Fassung des Titels seines Romans liegt doch eine allgemeinere Beziehung. Wohl fehlt es dem von ihm so lebendig geschilderten Institute auch nicht ganz an tüchtigen Lehrern, aber sie treten alle vor der ausgezeichneten Gertrud zurück. Auf ihrem Bilde ruht von vornherein unser Blick mit Wohlgefallen, es ist mit einem gewissen Herzensantheil, einer gemüthlichen Wärme und einem wohlthuenden Humor gezeichnet. Prächtig naiv ist die Scene dargestellt, wie sie den Wildfang Nante mit einem Märchen in die Schule lockt und wie sie, selbst noch Kind, doch von einem mächtigen pädagogischen Drange getrieben, als Gehilfin ihres Großvaters in der Dorf-

schule naturalistische Methodik treibt. Sie wird dann später die Pestalozzi'sche Gertrud, welche dem zum Manne heranwachsenden Theodor Waldner viel mehr ist und gibt, als der pädagogische Vater Nesselborn. Wie sich mit der mütterlichen Sorgfalt der Erzieherin und Helferin die jungfräuliche Liebe vereint und sie mit hoher Entschlossenheit und feurigem Muthe beseelt, für den geliebten Jüngling Alles zu wagen; wie sie durch ihren Freimuth, ihre Willensstärke und Entschiedenheit, ihre Geistesbildung und Gefühlsfrische das Herz des alten Grafen gewinnt, schnell entschlossen ihre Liebe zum Grafensohn niederkämpft: das Alles ist in dem Roman mit ebenso viel Wärme als Wahrheit zu schöner Darstellung gebracht. Gertrud bringt den Lehrer-Stand, sie bringt das Volk zu Ehren, indem sie, das einfache Dorfkind, ohne über ihren Stand hinausgegangen zu sein, lediglich mit den in ihrer eigenen Natur gelegenen Mitteln sich an Herz und Sinn als eine Aristokratin bewährt, welche der Grafenkrone würdig ist.

2.

Hiermit sind wir auf den Punkt gelangt, auch an den speciellen pädagogischen Inhalt des Romans näher heranzutreten.

Wer Gutzkow's Schriften kennt, weiß von vornherein, daß dieser Dichter niemals reactionäre Tendenzen verfolgt, daß er aber auch da, wo er entschieden für den Fortschritt und die Bewegung im freiheitlichen Sinne kämpft, sich nie der Art in eine einzige Richtung wirft, daß er das ganze Pathos seines Gemüthes in sie hineinlegt und zum hitzigen Parteimann wird, der die Berechtigung anderer Standpunkte nicht mehr anzuerkennen

Willens oder außer Stande ist. Dazu ist er ein zu vielseitiger Denker, dessen Abstractions- und Reflexionskraft immer dem Gefühl wie der Phantasie das Gegengewicht hält.

Gutzkow's Polemik richtet sich gegen den beengenden Geist der preußischen Regulative — von ihm „Modulative" genannt, gegen die officielle Frömmigkeit, welche zur Heuchelei, zum Kastengeist, zur Geistesträgheit, zum Knechtsinne führt. Zu dem Bilde des theologisch-geschulten, glatten, schönthuenden Leisetritt, des Regierungs-Schulrathes Bögendorf, fehlen leider nicht die entsprechenden Persönlichkeiten, die, gleich den Hoftheologen, ihre Rolle als Hofpädagogen vortrefflich zu spielen wissen, auch wenn sie nicht bei Hofe erscheinen. Gutzkow stellt kurz und treffend die pädagogische Idealität in Pestalozzi's Wirken und im Geiste seiner Lehre den neuzeitlichen Verordnungen und Einrichtungen der Staatspädagogik gegenüber, ist aber weit entfernt, den edeln Pestalozzi zu einem unfehlbaren Papste zu machen, der nicht irren konnte. „O geirrt hast du wahrlich in Vielem, aber geirrt wie der Wanderer, der im Verfehlen des Zieles nur immer Schöneres, Unerwarteteres findet!" so läßt er am Schluß des Romans den jungen Seminarlehrer Bechtold schreiben: „Menschen vor Allem, Gottesbilder hast du erziehen wollen! O daß in den „Bürgern", in den „Wehrpflichtigen", in den „Arbeitern", die wir jetzt erziehen müssen, der Mensch nicht begraben werde, sondern durchleuchte durch den Beruf, den Beruf verkläre!" Das ist ein schönes, ein maßvolles Wort, dem Jeder zustimmen muß, der es mit der Pädagogik ernst meint.

Und nicht minder wahr und treffend spricht zu Anfang des Romans der vom pädagogischen Ideal noch

warm erglühende junge Doctor und Nachmittagsprediger Nesselborn im Sinne Pestalozzi's von der Pädagogik: „Es ist doch die höchste Wissenschaft und berechtigtste Kunst, die Kindesseele aus der Hand der Natur entgegenzunehmen und sie auf Stufen, die immer höher und höher steigen, dem Ideal aller Erziehung entgegenzuführen, dem reinen, unverkünstelten, gottähnlichen Menschenthum." Treffender könnte kaum in einem Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts Ziel und Zweck der Pädagogik definirt werden.

Selbstverständlich tritt Gutzkow auch für die Selbständigkeit der Schule in die Schranken, insofern diese keine bloße Magd der Kirche sein und der Geistliche nicht als solcher, sondern nur der Sachverständige, der Schulmann, über sie die Aufsicht führen soll und der Geistliche, insofern er dieses ist. Doch wird auch hier der Gegenstand von verschiedenen Seiten in's Auge gefaßt und sehr gründlich in einem Gespräche erörtert, das der Graf Wildenschwerdt mit seinen Tischgästen, den Aerzten Staudtner, Vater und Sohn, dem Wirthschaftsdirector 2c. und dem Prediger Nesselborn führt. In dem Munde des Grafen, den uns der Dichter als einen durchaus rechtschaffenen, wohlmeinenden, denkenden Aristokraten schildert, haben die Einwürfe gegen Nesselborn, der mit Begeisterung den Volksschullehrer so hoch wie möglich zu stellen sucht, immerhin einiges Gewicht.

Die ganze Schulfrage, bemerkte der Graf, würde heillos übertrieben, die Lehrer wären Nichtsnutze, angesteckt von dem Dünkel und der Genußsucht unserer Epoche. Er war mit dem Schulmeister seines Dorfs nicht zufrieden und sagte, daß auch der Pfarrer seinen Rügen zugestimmt habe.

„Ja, das sind die rechten —!" wallte der junge Nesselborn auf, der doch selbst ein Geistlicher war. „Zwischen Schule und Kirche herrscht eine alte Feindschaft; sie wird immer noch größer werden. Schule und Pfarre thun vorläufig am besten, sich einander mit dem Rücken anzusehen." Und weiterhin äußert er sich:

„Lehren, das muß zugleich Erziehen heißen, Wissen, das muß zugleich Können werden. Der Elementarunterricht muß die Keime einer weiteren Entwickelung mit sich bringen und die individuelle Menschenbildung muß Hand in Hand gehen mit dem Belasten des Gedächtnisses, dem Ueben und Stählen der geistigen Fähigkeiten. Wahrlich, unser großer Meister Pestalozzi hat zwar von seiner Methode gesagt, sie ließe sich wie ein Mechanismus, wie ein förmlicher Rechenknecht, ein Küchenrecept selbst von einem Stümper anwenden. Doch hat er damit nur den Folgen des traurigen Zufalls, daß mehr Lehrer nöthig sind, als geboren werden, vorbeugen wollen. Wie dem sei, auch dieser Mechanismus ist nicht leicht, er will gekannt, angewendet, nach den Umständen gemodelt sein. Das sind Alles Gebiete, durch welche wir Theologen, die wir viel vom metrischen Aufbau eines Sophokleischen Chors und von den verschiedenen Lesarten an einer verfänglichen Stelle des Römerbriefes wissen, wie in finsterer Nacht umhertappen."

Nun, so geheimnißvolle und schwer zu fassende Dinge sind Lesen, Schreiben und Rechnen, die Elemente der Geschichte und Erdbeschreibung sammt der ganzen Elementarmethode denn doch nicht, und nicht wenige Geistliche sind Hauslehrer gewesen und haben sich auch in der Schule versucht. Indem sie Religionsunterricht

ertheilen, üben sie sich auch in der Methodik. Aber besser wäre es — sie würden dadurch der Schule viel näher gerückt — wenn die Candidaten der Theologie einige Jahre Volksschullehrer würden, wie es in Siebenbürgen der Fall. Dort ist jeder Candidat verpflichtet, zuerst eine Reihe von Jahren als Lehrer an einer Volks- oder Lateinschule zu wirken. Wenn ein in's Amt tretender Geistlicher nicht noch etwas mehr verstünde, als was der gute Nesselborn im Obigen ihm vindicirt, so müßte er auch auf den Religionsunterricht gänzlich verzichten. Es ist aber nicht zu leugnen, daß der Elementarunterricht gelernt werden muß und nur durch die Praxis in der Elementarschule erlernt werden kann; daß für die pädagogische Bildung der Geistlichen auf der Universität immer noch zu wenig geschieht und die aufrichtige, von allen Standesvorurtheilen freie, von allem Herrschenwollen gereinigte Liebe der Geistlichen zur Schule nicht überall zu finden ist. Wie die Sachen jetzt stehen, so möchte eine Trennung der Schule von der Kirche unvermeidlich sein und erst dann wieder ein rückhaltloses inniges Zusammengehen und Zusammenwirken beider erfolgen, wenn die Kirche aus ihrer falschen Stellung, die sie gegenwärtig sowohl zum Staate wie zur Gemeinde, zur Wissenschaft wie zur Gesellschaft überhaupt einnimmt, herausgetreten ist.

Mögen es immerhin die zeitweiligen (und darum vorübergehenden) Zeitverhältnisse erklärlich machen, daß Schule und Kirche sich vielfach nicht bloß fremd, sondern sogar feindlich geworden sind: so liegt es dennoch im Interesse beider, das innere Band, das sie verknüpft, nicht zu zerreißen. Es liegt weder in ihrem Begriff, noch in ihrem Zweck, daß sie sich wie Hund und Katze

verhalten müßten. Vielmehr hängen beide nach ihrer idealen Seite auf das innigste zusammen, denn beide sind Erziehungsanstalten, die sich auf Kräfte und Anlagen eines und desselben Menschenwesens richten. Die christliche Pädagogik widerstreitet nicht einem erziehenden Unterricht, *sie fordert ihn*. Weder kann das praktische Christenthum der Pädagogik entrathen, noch die in christlicher Cultur wurzelnde und aus ihr hervorgegangene Pädagogik der Theologie, denn ohne den Gottesbegriff läßt sich weder die Idee der Menschenbildung entwickeln, noch der Endzweck der Pädagogik feststellen. Wenn radicale Wortführer unter den Lehrern so ohne Weiteres decretiren: ein Theologe sei von Haus aus für die Pädagogik verdorben (als ob ein Niemeyer und Schwarz, ein Dinter und Harnisch keine Theologen gewesen wären) und die Geistlichen brauchten sich fortan gar nicht mehr um Pädagogik und Schule zu kümmern, und ferner: die Theologie sei mit der Pädagogik unvereinbar und ein Ausgleich zwischen beiden unmöglich: so richten sich solche Maßlosigkeiten selber und fallen auf ihre Urheber zurück.

Uebrigens bekommen in dem oben angezogenen Gespräche die Volksschullehrer auch ihr Theil ab. Der Graf, dem alle in's Blaue hineinfahrende Abstraction zuwider, dem die allgemeine Menschenbildung nur dann von Werth ist, wenn sie auf den Stand, das Bedürfniß und reale Lebensverhältniß eingeht, tritt auch den Uebertreibungen gegenüber, die sich an das Wort „Volksbildung" heften und an die „Volksschullehrer" als „Volksbildner" Forderungen stellen, die sie gar nicht befriedigen können. In höchst sarkastischer Weise sagt er: „Aus einer einzelnen einseitigen Fertigkeit, die sich ein solcher

Mensch im Seminar angeeignet hat, der Eine im Rechnen, der Andere im Geigenspielen, der Dritte im unerschrockenen lauten Alleinreden, nehmen sie eine Veranlassung zu maßlosem Dünkel her. Ist nicht jetzt auch schon der Schulmeister auf dem Lande der eigentliche Tribun und Aufwiegler?"

Mit diesem Volkstribunenthum hat es nun wohl keine Noth, denn man hat den Schulmeistern den Brodkorb hoch genug gehängt. Daß sich auch die Geistlichen auf das Volkstribunenthum verstehen, kann man in Tyrol und Vorarlberg sehen; da fehlt es nicht an Agitatoren, die auf der Kanzel und im Beichtstuhl, auch mitunter im Wirthshaus und in der Gemeindeversammlung das Volk zu bearbeiten verstehen: — es sind die „geweiheten" Priester. Gewiß fehlt es auch nicht an Dünkel und Selbstüberhebung unter den Lehrern und es kann gar nicht schaden, wenn sie auf ihre Schranken hingewiesen werden, um sie desto eifriger durch unausgesetztes Streben nach Vertiefung würdig zu erfüllen. Die halbe, einseitige, in Dressur ausartende Bildung, zu der namentlich viele preußische Seminare zurückgegriffen haben, ist auch nicht dazu angethan, die jungen Leute in sich klar, fest und sicher zu machen. So sinken sie mitunter auch auf den Standpunkt zurück, den Jeremias Gotthelf in seinem Lehrer-Romane schildert. Ueber diesen erhalten wir folgenden Excurs: „Pfarrer Peterenz brachte neuere Dichter als Verherrlicher des Schulmeisterstandes in Vergleichung und rühmte Jerem. Gotthelf, der so recht den Kern und die echte Natur im Leben des Volkserziehers getroffen hätte. — Damit kam er bei Lienhard Nesselborn nicht gut an. Sein lockiges, jetzt theilweise ergrautes Haupt in den Nacken werfend, sprach er mit blitzenden Augen:

„O nein, nein, nein! Dieser Schulmeister Käser des Jeremias Gotthelf ist ein jämmerlicher Wicht, ein Stümper von Anbeginn bis zu Ende! Nicht verkenne ich die homerische Kunst der Schilderung im Vortrag des Erzählers, nicht die Kunst, der Natur ihre geheimsten Details mit überraschender, oft unser heiterstes Behagen weckender Darstellung abzulauschen. Aber ist dieser Käser die würdige Auffassung des Lehramts? Zeigt nicht der schweizerische dünkelhafte Theolog, der statt Bitzius Bissius hätte heißen sollen, wie ihm die große Frage der Volkserziehung und Bildung eine durchaus überflüssige scheint —? Er verspottet sie, er gibt sie dem Naserümpfen der Herren Kirchen- und Oberschulräthe preis! Wie dieser Dichter in Allem nur mit dem Rückschritt gegangen ist, wie er die Berufung des Volks zur Mitberathung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Vaterlandes fortwährend zum Gegenstand des Spottes machte und auch im Kirchlichen und Christlichen nur Das pries, was Gott den Herrn zum Zuchtmeister, sein heilig Evangelium zur Zuchtruthe stempeln sollte: so hat er auch die große pädagogische Frage des Jahrhunderts nur als eine armselige, mit Lumpen bedeckte Bettlerin hingestellt. Er will die Schulmeisterwelt der Schweiz vor Pestalozzi schildern und gibt doch nirgends ihrem dann folgenden Retter und Erlöser die Ehre! Er macht die wohlmeinenden Behörden lächerlich, die in seinem blödsinnigen, wie ein Kalb so dummen, dabei diebischen, verlogenen Käser die Funken der Erleuchtung wecken wollen. Kann uns Liebesgetändel oder eine poetische Genremalerei dafür schadlos halten, daß ein durch und durch zum Lehramt unberufener, ehemaliger

Webergesell in der Erzählung seiner Schulmeister-Leiden und Freuden nur den Lehrerstand im Ganzen gerade so verspottet, wie ihn die Pastoren, unsere Herren Collegen, verspottet haben wollen —? Wie sich dann aber alles Unlautere durch sich selbst bestraft, so auch hier. Dieses Kalb, dieser Käser, ein Simplicissimus der Schule, trägt seine eigene Geschichte vor und thut es in einem Styl, mit Betrachtungen, Abschweifungen auf Andere, die doch nur das Ergebniß der größten geistigen Durchbildung sein können! Woher ist nun diesem Menschen, muß der Leser auf jeder Seite, bei jeder aus irgend einer Predigt des Pfarrers Bissius herübergenommenen, rhetorisch aufgeputzten und im Schweizerstyl aufgedonnerten Stelle fragen, woher ist diesem Webergesellen all' dergleichen gekommen? Wo wird denn der Bruch des Erzählers mit sich selbst, die Erkenntniß, die Erleuchtung, das gründlichere Vonvornanfangen eines solchen Esels geschildert? Immer denkt man, nun geht er nach Burgdorf oder noch früher nach Stanz und läßt sich taufen bei dem Mann Gottes, Pestalozzi, der die Kinder aus der Gewalt solcher Mondkälber des Schulamts zu befreien gesendet worden ist, und es bildet sich der Geist, der also über sich selbst schreiben, sich selbst recensiren und selbst abkanzeln kann. Aber nein, das Ganze bleibt ein ungelöstes Räthsel. Gelöst bleibt nur der Haß des Buchstabengläubigen, des Zuchtruthen-Theologen auf die Schule im Allgemeinen, die er sogar um das Wort „Meister" bemäkelt. Das „Meistern" soll wahrscheinlich allein der Kanzel gehören."

Ich habe mich nicht enthalten können, diese für einen Roman fast zu lange, im Einzelnen übertriebene,

im Ganzen aber schlagende Kritik, die zu den originellsten Auslassungen gehört, welche über das bekannte und berühmte Werk des schweizerischen Landpfarrers veröffentlicht wurden, vollständig hier mitzutheilen.

Ueber den „Humor in der Schule", heißt es u. A.: „Er (Nesselborn) wollte den Geist des Pestalozzismus gewinnen durch die unleugbare Wahrheit, daß die Kunst, unter Thränen zu lächeln, eine Kunst, die nur aus dem tiefsten Herzen, aus dessen ewigem Reichthum bei aller Armuth und Entbehrung, fließen kann, Niemanden mehr zu Gebote stehen müßte, als dem Lehrerstande." Aber er wollte den Humor in der Schule bekämpfen und äußerte sich dann: „Der Humor ist das Fließende und der Unterricht ist das Feste. Der Humor läßt überall Lücken und die Lehre muß geschlossen sein. Der Humor des Lehrers entkräftet sein strafendes Wort. Er nimmt dem Unterricht die Weihe einer Religion, eine überzeugende Kraft. Er nimmt jedem systematischen Aufbau das Gepräge stricter Nothwendigkeit. Der Humorist als Lehrer läßt annehmen, daß von dem, was er behauptet, sich auch immer das Gegentheil beweisen ließe. Bei einem Lehrer, der Neigung zum Lachen verräth, werden die Schüler nicht ruhen, bis sie ihm die ernste Außenseite seines Antlitzes so lange gekitzelt haben, bis sich diese in die Falten verzieht, die ihnen die lieberen sind. Das Lachen dann des Lehrers ist die gefahrvollste Klippe jeder Unterrichtsstunde. Denn die Schüler sind geborne Revolutionärs. Ihre Tendenz ist destructiv" 2c. 2c. Gewiß, es läßt sich jedes Ding von zwei Seiten betrachten und der Humor eines Lehrers, zur Unzeit angewandt, oder nicht unter das höhere Gesetz des erzieherischen und unterrichtlichen Ernstes gestellt, kann sehr bedenklich wer-

den und verderblich wirken. Welcher einsichtige Pädagog und besonnene Lehrer möchte darin nicht mit dem Verfasser des vorliegenden Romans übereinstimmen! Aber der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. Indem ich an die Spitze des Aufsatzes, dessen K. Gutzkow in der angezogenen Stelle seines Romans Erwähnung zu thun so freundlich war, die Forderung stellte, ein Lehrer müsse guten Humor haben, sonst gelinge ihm sein Werk nur halb, wollte ich damit keineswegs sagen, der Lehrer müsse humoristisch unterrichten. Indem ich den Humor als ein Gegengewicht gegen das steife, pedantische, un lustige, trockene Wesen, dem das Schulmeisterthum nur zu leicht anheimfällt, hervorhob, wollte ich nichts anderes fordern, als was man von jedem guten Lehrer verlangen darf und fordern muß, nämlich: daß er der allzeit beweglichen, nach frischem Wechsel des Eindrucks verlangenden, durch Heiterkeit des Lehrers zu den größten Anstrengungen zu gewinnenden Kindesnatur Rechnung trage. Das kann geschehen bei aller Strenge und Folgerichtigkeit des Unterrichts; die wahre Heiterkeit schließt den Ernst nicht aus, im Gegentheil sie ruht auf ihm. Und dem Humor ist der Ernst keineswegs fremd; im Gegentheil: er bildet die wesentliche Grundlage. Ich erinnere mich noch immer lebhaft aus meiner Schülerzeit, daß einer der Lehrer des vaterstädtischen Lyceums, der Klassenlehrer von Tertia, mit uns zuweilen recht herzhaft lachte. Wir merkten schon an seinen Mundwinkeln den Kampf zwischen Ernst und Heiterkeit, und wenn dann bei uns früher die Explosion erfolgte, so konnte der nicht minder vom Lachtrieb Ergriffene auch nicht länger widerstehen. Einige Minuten gingen da wohl verloren, aber sie wurden von beiden Seiten wie-

der eingebracht. Wir lernten gern und viel bei dem tüchtigen Manne, und wenn er mit vollem Ernst fortfuhr, dann fiel es auch dem Leichtsinnigsten nicht ein, der Unaufmerksamkeit sich hinzugeben; denn dieser Lehrer war sehr streng, er ließ durchaus nichts Unstatthaftes durchgehen und die Trägen, Flatterhaften oder Widerspenstigen fuhren bei ihm schlecht, während ein anderer Lehrer, der immer ängstlich auf der Lauer war, ob auch sein Ansehen nicht irgendwo und wie einen Abbruch leide, über jeden vermeintlichen Mangel des ihm schuldigen Respects in Affect gerieth, der vor nichts sich mehr fürchtete, als aus dem vorgeschriebenen Gleise zu kommen, in seiner pedantisch angestrebten ernsten Gleichmäßigkeit des Unterrichts am häufigsten durch den jugendlichen Muthwillen und selbst die jugendliche Ungezogenheit gestört wurde. Wie es einem Vater oder Erzieher durchaus nicht in seinem Ansehen schadet, wenn er mit seinen Kindern und Zöglingen hier und da wie ein Kamerad verkehrt, sich mit voller Jugendlust unter ihre Spiele mischt und das horazische desipere in loco praktisch bewährt: so thut es auch der Autorität des Lehrers keinen Abbruch, wenn er den gemessenen Gang des Unterrichts hier und da einmal unterbricht und seinen Schülern zu Gemüthe führt, daß weder sie noch er Sklaven des Schulgesetzes seien und die innere Freiheit unter der äußeren Regel keineswegs leide. Ein Spaßvogel, Witzbold oder Possenreißer soll der Lehrer nie und nimmer werden; er soll selbst, wenn er viel Witz hat, das Witzeln vermeiden und seinen Schülern die Spitze dieser Waffe nicht fühlen lassen. Aber das ist auch beim Humor nicht zu fürchten, denn dieser entspringt aus dem Gemüth, während der Witz im Verstande wurzelt;

der Humor hat Nachsicht mit den menschlichen Schwächen, der Witz geißelt sie, der Humor ist eine ideale Weltanschauung, deren verklärendes Licht auch auf das Kleine und Geringe fällt, der Witz eine realistische, welche recht eigentlich darauf ausgeht, die Mängel hervorzuheben und selbst das Große zu Falle zu bringen. Dem Humoristen bleiben die Kleinlichkeiten, Fehler und Schwächen des Lebens keineswegs unbekannt, aber er sucht das Negative mit dem Positiven zu versöhnen, er hält in dem Endlichen ein Unendliches fest und läßt sich die Wärme des Herzens, den heiteren Muth des Glaubens und Vertrauens nicht rauben, während der bloß Witzige nur zu verneinen weiß, satyrisch, ironisch, zersetzend, ablehnend verfährt.

Selbstverständlich will die Forderung, der Lehrer solle sich den guten Humor in allen Lebenslagen bewahren und die in ihm vorhandene humoristische Ader nicht vertrocknen lassen, nicht besagen, jeder Lehrer solle Humorist sein — so wenig, als man an den Lehrer die Forderung stellen kann, er solle witzig sein. Mir kam es in jenem Aufsatze darauf an, mit Bezugnahme auf Jean Paul's Idylle „Maria Wuz in Auenthal" zu zeigen, daß, obwohl ein solches selbstzufriedenes heiter beschränktes stillvergnügtes Lehrerleben, wie es dort geschildert wird, heutzutage nicht mehr möglich ist, doch die Quellen guten Humors für den Lehrer nicht verstopft, und wo sie verschüttet sind, durch geistige Bildung und ideales Streben wieder zu öffnen seien. Für den guten Humor des Lehrers kämpfen, heißt für seine Gesammtbildung und Entwickelung, aus welcher allein die innere Freiheit erblüht, in die Schranken treten. Der bloß dressirte, geistig unfreie Lehrer wird keinen Humor ent-

wickeln; für die pädagogischen Handwerker habe ich aber auch nicht geschrieben, diesen vielmehr den Rath gegeben, von der geraden Schnur ihrer Arbeit nicht abzuweichen.

Uebrigens hat auch der Verfasser des Romans diesen Punkt nicht einseitig auffassen und erörtern wollen; nachdem er den Schulernst, den die Regulative vorschreiben, recht hervorgehoben — heißt es von Nesselborn —: Nun, als er diese Stellen wieder anblickte, schämte er sich ihrer.

Auch über die Angeberei in Schulen werden treffende Bemerkungen gemacht, die gleich in die Mitte der Sache führen.

Nesselborn's Gattin hatte von jeher gegen diese Angeberei geeifert. Sie hatte das „Petzen" in solchem Grade in Mißcredit gebracht, daß sie sogar das, was man „petzte" oder „anbrachte", niemals als gehört betrachtete und sogar lieber den Angeber strafte, als den Angegebenen. Nach Nesselborn's entgegengesetzter Ansicht war ihm das Verdächtigen des Angebens geradezu etwas Himmelschreiendes. Außer sich konnte er gerathen, wenn man diesen Trieb der Kinder störte. Denn was wäre denn das Angeben, erklärte er, anders, als der Drang der Kinder, Wahrheit und Gerechtigkeit siegen zu lassen —? Wäre es irgendwo etwa nur Schadenfreude, nur Bosheit, da würde ein Lehrer von nur einigermaßen sachkundigem Blick den schlechten Ursprung der Denunciation bald erkennen. Aber dem tieferen Blick wäre diese Neigung des Kindes zu denunciren oder anzubringen nur die Folge jenes Druckes, den die sittliche Weltordnung, wenn sie gestört würde, auf das Gemüth des Kindes ausübte. Kindern ihre Angebereien zurückzugeben, hieße sie irre machen am sittlichen Gesetz.

Das ist ein sehr treffendes und wahres Wort, doch ist auch hier die Wahrheit auf beiden Seiten, denn es kann Fälle geben, wo der Erzieher und Lehrer der so leicht einreißenden Sucht der Angeberei entschieden entgegenzutreten hat. Es kommt doch recht oft vor, daß Neid, Schadenfreude, die Absicht, bei dem Lehrer sich in Gunst zü setzen, zum Angeben treiben; da muß dann der scharfe pädagogische Blick die Motive wohl zu unterscheiden wissen und resp. ihre Verwerflichkeit auch dem Angeber bemerklich machen; aber die Gerechtigkeit, welche Bestrafung des Schuldigen verlangt, muß gewissenhaft geübt werden und es hieße, das Gewissen der Zöglinge einschläfern oder verwirren, wenn der Erzieher das Angeben ohne Weiteres abweisen würde.

Auf ungezwungenste Weise weiß Gutzkow den Leser auch für Unterrichtsfragen zu interessiren und in das Einzelne der Methodik treffende Blicke zu thun. So wird in einer humoristischen Scene, in welcher ein Vater dem Lehrer zu Leibe geht wegen der sonderbaren Wahl von Themen zu schriftlichen Aufsätzen, das Verkehrte vortrefflich an's Licht gezogen und mit beißendem Spott gegeißelt. Es fehlt der Raum, um das ergötzliche Gespräch über die *Geschichte einer Studentenmütze* hier mitzutheilen. Ein anderer Auftritt erinnert an die ganz neuerdings wieder zur Sprache gebrachte *Objectivität des Geschichtsunterrichts* in der Schule, selbst in der Elementarschule. Wie das Schlagwort: „Humanität" so Manchen bis zur leersten Abstraction, die allen festen pädagogischen Grund und Boden verlor, geführt hat: so hat auch die Forderung der Confessionslosigkeit des Schulunterrichts, namentlich in der Religion, manche Lehrerköpfe dermaßen verwirrt

und schwindelnd gemacht, daß sie mit scheinbar imponirender, in Wirklichkeit aber lächerlicher, weil verkehrter Consequenz auch für den Geschichtsunterricht in der Volksschule den siebenjährigen Krieg so vorgetragen wissen wollen, daß man beileibe keinen preußischen Lehrer, die Reformationsgeschichte so, daß man ja keinen Protestanten in dem Geschichtslehrer wittern kann. Nur diplomatisch genau, Alles fein abgemessen, rein thatsächlich, unparteiisch und kühl abwägend erzählt, denn nur das historische Factum zu überliefern sei ja der Zweck des Geschichtsunterrichts! Diese „Methodiker" haben keine Ahnung davon, daß auch die Kunst des Geschichtsschreibers ebenso, wie die Kunst des Dichters im Gemüth wurzelt, daß auch hier nur das Herz, die lebendige Theilnahme und warme Sympathie beredt macht und das Lehrerwort wieder in's Herz des Schülers dringen läßt, daß jede Geschichtsschreibung und jeder Geschichtsunterricht einen bestimmten Standpunkt der Auffassung, ein bestimmtes Urtheil über den vorzutragenden Gegenstand und noch mehr eine bestimmte Gesinnung zur Voraussetzung hat. Daß die historischen Thatsachen nicht anders erzählt werden können und sollen, als sie geschehen sind, daß keine Fälschung, Vertuschung, Verschiebung der Begebenheiten Statt finden dürfe, darüber sind wohl alle vernünftigen Pädagogen, katholische wie protestantische, einig. Aber ich möchte doch den katholischen Lehrer, wofern er noch wirklich im katholischen Glauben steht, sehen, der die Geschichte Luthers ganz ebenso vorträgt, wie ein protestantischer Lehrer! Beide erzählen dieselben Facta und beide erzählen sie doch anders. Duo si faciunt idem, non est idem! Nun die betreffende Gutzkow'sche Stelle:

Die Lehrer des Instituts gerathen in Streit über einen Vortrag aus der Reformationsgeschichte, den ein Lehrer mit Rücksicht darauf gehalten, daß in der Klasse auch katholische Schüler waren. Des Directors Meinung war es auch, es müsse wegen ein paar Katholiken einer Zahl von 25 protestantischen und 2 jüdischen Schülern gegenüber die Reformationsgeschichte mit einer Kühle dargestellt werden, als ob sich Luther nur ein einziges unbestreitbares Verdienst erworben hätte, nämlich das um die deutsche Sprache. Darauf antwortet der muthige und scharfe Dr. Hellwig:

„Hier gilt es schwarz oder weiß! Wenn man erst anfängt, den Schülern die Reformation ohne Begeisterung vorzutragen, dann ist reiner Seelenmord vollzogen!"

Der Director entgegnet, er habe befohlen, daß man das Gefühl der kirchlich anders gestellten Zöglinge im Geschichtsunterricht zu schonen habe. Darauf gibt ihm Hellwig die Antwort:

„So dispensiren Sie doch lieber die Katholiken ganz vom Geschichtsunterricht oder wenigstens vom Anhören des Vortrags, so lange dieser bei Luthern verweilt! Sonst erlebt man, daß um einiger Israeliten willen, die Ihre Klassen besuchen, sogar die Erscheinung Christi im Vortrage herabgedrückt wird!"

Von dieser in Schwäche und Muthlosigkeit begründeten Nachsicht, die lieber Manches verschweigt oder mit Glacé-Handschuhen anfaßt, um nur der anderen Partei kein Aergerniß zu geben, sowie von der Gleichgiltigkeit des Standpunktes, die es auch zur „gegenständlichen Auffassung" bringt, welche jedoch des ethischen Werthes ermangelt, ist aber allerdings jene Objectivität zu unter-

scheiden, welche, die beschränkten und einseitigen, confessionellen und politischen Parteistandpunkte überwindend, die Geschichte frei von aller parteiischen Färbung vorgetragen wissen will. Nach dieser Objectivität soll nicht bloß der Geschichtschreiber, sondern auch der Geschichtlehrer streben. Muß doch auch der Gegensatz von Protestantismus und Katholicismus bei fortschreitender Bildung überwunden werden! Daß wir jetzt noch ein so buntes Vielerlei von confessionellen Geschichtswerken und Lehrbüchern haben, ist doch keineswegs ein Vorzug oder eine Vollkommenheit, sondern ein Mangel. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß jene höhere Einheit immer erst aus den sich bekämpfenden Gegensätzen hervorwachsen, als eine reife Frucht der Bildung erst dem gereiften Geiste in den Schoß fallen kann und daß ein Geschichtsvortrag à la Ranke nicht in die Elementarschule paßt.

Ich breche hier ab und verweise meine Leser auf die Lectüre des ebenso anregenden wie gehaltvollen Gutzkow'schen Romans selber, der, obwohl in höherem Alter geschrieben, doch zu dem Frischesten und Besten gehört, was uns die fleißige Feder des hochbegabten Schriftstellers geboten hat. Auch der kleine Umfang des Werkes ist zu loben; die Dreizahl der Bände ist und bleibt für den Roman die glückliche Zahl, denn sie wirkt günstig auf seine Form, auf die Klarheit, Durchsichtigkeit und Geschlossenheit seiner Composition zurück.

6.

Ueber Lehrerinnen und Lehrerinnen-Seminare.

Nichts bezeichnet das Unfertige, zur Entwickelung Drängende, aber nicht zur festen Gestaltung und zum sicheren Abschluß Gekommene unseres ganzen gegenwärtigen Culturlebens mehr, als die Unzahl von „Fragen" auf allen Gebieten desselben. Es ist nicht weniger als Alles in Frage gestellt und der euphemistische Ausdruck „Frage" ist so recht für unsere Zeitverhältnisse erfunden worden. Wir haben nicht nur eine orientalische, spanische, italienische, deutsche, österreichische Frage, sondern jede einzelne derselben ist wieder ein ganzes Nest von „Fragen" und die Herrscher selber sind zu Fragezeichen geworden. Die sociale Frage gliedert sich wieder in eine Menge socialer und socialistischer Fragen; die kirchliche und pädagogische desgleichen. Zu den Schulgesetz-, Schulorganisations-, Lehrerbildungs-, Lehrerbesoldungs-, Schulaufsichtsfragen, zu den Fragen über das Verhältniß der Kirche zum Staate, der Schule zur Kirche, zum Staate, zur Gemeinde 2c. 2c. ist nun auch die Lehrerinnen-Frage gekommen, nämlich die Frage, ob und inwieweit das weibliche Geschlecht fähig sei, Lehrstellen an öffentlichen Schulen zu übernehmen und ob die bis-

herigen Leistungen desselben, namentlich auf Grund vorhergegangener Seminarbildung, zu weiterem Fortschritt auf der betretenen Bahn berechtigen.

Ich glaube, um es kurz gleich vorweg zu sagen, daß diese Frage noch keineswegs definitiv beantwortet ist, daß sie jedoch mit gutem pädagogischen Gewissen nur bejaht werden kann, wenn zwei Bedingungen nicht unerfüllt bleiben. Die eine ist feste Umgrenzung des Kreises der Schulthätigkeit, innerhalb dessen die Frau zu wirken hat und allein mit Segen wirken kann; die zweite ist eine den Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur entsprechende pädagogische Bildung in einem Lehrerinnen-Seminar.

Die Lehrerwirksamkeit der Frau soll sich auf die Mädchenklassen der Elementar- und Volksschule, auf die unteren Klassen der sogenannten höheren Töchterschulen und in den oberen Klassen auf die Lehrobjecte beschränken, welche mehr die Fertigkeit als das Denken in Anspruch nehmen. Denn das weibliche Geschlecht ist nicht dazu bestimmt, die Wissenschaft als solche fortzupflanzen; dieser Beruf fällt dem männlichen Geschlecht zu. Der Humanitäts-Schwindel unserer Zeit, der die so oft gemißbrauchten Schlagworte: Freiheit und Gleichheit! auch auf das sociale und pädagogische Feld übertragen hat und alle vom Schöpfer in die Natur gelegten Unterschiede des Alters, Geschlechts und der Race verwischen möchte, der den Neger für ebenso bildungsfähig erklärt wie den Weißen, dem Weibe die gleiche Kraft der Intelligenz vindicirt, wie dem Manne, und Gymnasien und Universitäten auch für die Mädchen fordert: der wird freilich ohne Bedenken auch weibliche Professoren nicht nur für möglich, sondern für nothwendig erklären, ganz so,

wie einige überschwengliche Humanitätsschwärmer in England die Damen zu Parlamentsmitgliedern machen möchten!*) Der ganze Emancipationsschwindel der Damen, wie er besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorgetreten, hat aber, Gottlob! auf deutschem Boden doch zu wenig Halt, weil das deutsche Volk noch ein Familienleben hat und dasselbe zu schätzen weiß.

Wenn man nun aber auf der anderen Seite dem weiblichen Geschlecht jede Befähigung zum öffentlichen Lehramt und erziehenden Unterricht abspricht: so ist das nicht minder ein Extrem, das entweder auf zu enger und mangelhafter Beobachtung, oder auf Unterschätzung und Verkennung der weiblichen Natur beruhet.

Es muß zugegeben werden, daß wie beim Manne die größere Kraft, Strenge und Folgerichtigkeit des Denkens, mithin größere Sicherheit in Handhabung der Methode, so auch die größere Kraft, Strenge und Folgerichtigkeit im Wollen, mithin auch in Handhabung der Disciplin vorhanden ist, und deßhalb nicht nur der Unterricht an höheren Töchterschulen vorzugsweise in die Hand der Männer zu legen ist, sondern auch der von Männern ertheilte Elementarunterricht selbst für die kleinen Mädchen unleugbare Vortheile hat. Aber das schließt die Anerkennung nicht aus, daß auch in der weiblichen Natur gute pädagogische Anlagen vorhanden sind, welche bei tüchtiger Schulung und gründlicher methodischer Vorbildung auch

*) Wie man den Unsinn sich logisch zurechtlegen und den Schwindel in scheinbar nüchterner Ruhe und strenger Folgerichtigkeit vortragen kann, zeigt der englische Socialphilosoph John Stuart Mill, der von dem Haupt- und Grundsatze ausgeht: Unsere Frauen sind Sklavinnen!

für einen erziehenden Unterricht fruchtbar gemacht werden können. Was pädagogischen Tact und gesunden Menschenverstand betrifft, darf sich das Weib wohl mit dem Manne messen; was Anstelligkeit, Geschicklichkeit und Beweglichkeit anbetrifft, nicht minder. Welche Unbeholfenheit, Steifheit, unpädagogische Wissenschaftlichkeit kommt bei so manchen Lehrern, jungen und alten, zum Vorschein! Jüngere Lehrer, in die obere Klasse einer Mädchenschule gestellt, gebehrden sich meist sehr linkisch und unbeholfen, es vergehen oft Jahre, bis sie den rechten Ton und das rechte Verhältniß zu ihren Schülerinnen treffen, während eine junge Lehrerin sich viel schneller zurechtfindet, weil sie von vornherein mit Sitte, Sprache und Eigenthümlichkeit ihrer weiblichen Zöglinge vertrauter ist. Die Frauen verstehen die Kindesnatur gewiß nicht schlechter als die Männer, und was Pünktlichkeit und treue Pflichterfüllung betrifft, so stehen sie ihnen darin sicher nicht nach. Aber ein pädagogisches Bewußtsein, sowohl in Beziehung auf den Unterricht wie auf die Erziehung überhaupt, eine Kenntniß der Methode und Sicherheit in ihrer Anwendung können sie nur durch männlichen Unterricht, durch Anschauung und Uebung in einem von Männern geleiteten Seminare erlangen. Diese Vorbildung, in welcher Theorie und Praxis innigst verbunden worden sind, vorausgesetzt, kann die Verwendung von Frauen für den öffentlichen Schulunterricht in den bezeichneten Grenzen schon vom theoretisch-pädagogischen Standpunkte aus vollkommen gerechtfertigt werden, ganz abgesehen von der großen praktischen Bedeutung, welche die Verwendung von Lehrerinnen gegenwärtig bei dem immer mehr zunehmenden Lehrer-Mangel hat.

Selbstverständlich soll die Frau als Mitarbeiterin des Lehrers an der unter männlicher Leitung stehenden Schule ihre Lehrthätigkeit ausüben; das Weib soll auch hier nur die Gehilfin des Mannes sein, wie in der Familie, so auch in der Schule die männliche Erziehung ergänzen. Sie gewinnt dadurch einen Halt, wird vor Emancipationsgelüsten bewahrt und bewegt sich in einem festgestellten Lehrgange. Während sie an ihren männlichen Collegen ein stetes Vorbild streng gesetzmäßiger und folgerechter Thätigkeit hat, kann sie diesen wieder mit ihrem feineren Gefühl und Tact, mit ihrem reicheren und zarteren Gemüthsleben etwas bieten und den Blick des Lehrers auf manche individuelle Seiten erziehlicher Thätigkeit lenken.

Die Wirksamkeit an einer öffentlichen Schule gibt aber der Jungfrau auch einen sittlichen Halt und eine bessere sociale Stellung, als die Gouvernantenlaufbahn mit ihrem äußerlichen Glanz und leeren Schein zu bieten vermag. Während die Gouvernante in ihrer zweideutigen Stellung, schwankend zwischen dem Verhältniß einer Regentin und eines Dienstboten, nicht selten in Verstimmung und Unzufriedenheit mit ihrer Lage geräth, die ihr das Mißverhältniß ihres idealen Strebens und ihrer Bildung mit ihrem Stande und ihren äußeren Mitteln erst recht zum Bewußtsein bringt; während sie, wenn sie ihre Gouvernantenlaufbahn länger fortgesetzt hat, entweder reizbar, grämlich und verstimmt von derselben scheidet, oder durch einige Jahre bequemen Genußlebens berauscht mit eiteln Hoffnungen und großen Ansprüchen in ihre einfachen Verhältnisse zurücktritt: bleibt die Lehrerin an einer öffentlichen Schule gerade wegen ihrer größeren Freiheit und Unabhängigkeit geistig

frischer und arbeitslustiger; sie bleibt wegen der festeren Stellung, die ihr das Schulamt gewährt, und um des einfacheren Lebens willen, das ihr Beruf mit sich bringt, mehr im Gleichgewicht und ist, obwohl dem engeren Familienkreise entrückt, doch dem Verkehr mit den Familien der Schülerinnen keineswegs enthoben. Das Drückende des ledigen Standes wird durch die geistige und pädagogische Arbeit, zu welcher ihr Beruf sie nöthigt und die ihr eine ehrenvolle Stellung in der Gemeinde sichert, sehr gemildert. In ihrer größeren Einfachheit und Anspruchlosigkeit macht sie aber auch weniger Ansprüche in Bezug auf eine Heirath, als die vornehmere Gouvernante, und weil sie durch ihre Stellung mit der Gesellschaft mehr Berührungspunkte gewinnt, so braucht sie ihre Lehrerthätigkeit durchaus nicht als eine Verpflichtung zum Cölibat zu betrachten. Die Lehrerinnen-Seminare liefern nicht nur brauchbare Kindergärtnerinnen und geschickte Lehrerinnen, sondern, je nachdem, auch pädagogisch gebildete Mütter, die im Stande sind, gesunde Erziehungsgrundsätze in den mittleren und unteren Gesellschaftsschichten zu verbreiten.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die in Seminaren gebildeten Jungfrauen auf Gouvernantenstellen verzichten sollten; wird doch der wohlhabende Bürgerstand und mit der Zeit auch wohl der Adel eine pädagogisch durchgebildete deutsche Lehrerin der schlecht oder nicht geschulten Französin oder Engländerin vorziehen. Allein es bleibt keinenfalls rathsam, die Gouvernantenlaufbahn zu lange fortzusetzen, und da die seminaristisch gebildete und geprüfte Lehrerin sich als Lehramtscandidatin betrachten darf, so braucht sie auch den Launen vornehmer Herrschaften sich nicht willenlos und allzu-

lange preiszugeben und kann immer auf Versorgung hoffen.

Wie die Lebensverhältnisse, namentlich in der gegenwärtigen Zeit, nun einmal sind, muß bis auf einen gewissen Grad und in einer solchen Thätigkeit, welcher die weibliche Kraft gewachsen ist, auch das zartere Geschlecht an der männlichen Erwerbsthätigkeit Theil nehmen. Was sollen denn Regierungs- oder Eisenbahnbeamte, Pfarrer und Schullehrer, die ihren Töchtern kein klingendes Capital hinterlassen können, ihnen Besseres hinterlassen und auf die wechselvolle Lebensreise mitgeben, als das Vermögen, auf eine ehrenvolle Weise sich selbst ihren Unterhalt zu verschaffen für den Fall, daß sie unverheirathet bleiben? Ist für die untersten Volksklassen die Arbeit des weiblichen Geschlechts keine Schande, so ist sie es auch für die mittleren Klassen nicht. Wenn es der Jungfräulichkeit der Bauernmädchen durchaus nicht schadet, daß sie mit den Knechten um die Wette arbeiten und nöthigenfalls den Mistwagen fahren: so schadet es auch der Jungfräulichkeit der Lehrers- oder Pfarrerstochter nichts, wenn diese in einer Schulklasse unterrichten, und der Kaufmannstochter nichts, wenn diese vorkommenden Falls dem väterlichen Geschäft im Laden oder in der Buchhaltung zu Hilfe kommen muß. Wie manche Wittfrau hat das Geschäft ihres verstorbenen Mannes fortgeführt und ist über die Grenzen ihrer Familienwirksamkeit hinausgegangen unbeschadet der Grenzen ihrer Weiblichkeit und ohne an dieser Einbuße zu leiden! Wohl wäre es schön, wenn alle Töchter bis zu ihrer Verheirathung unter der mütterlichen Obhut und im engeren Familienkreise beschäftigt bleiben könnten; aber ob in allen Fällen gut und ersprießlich, das ist die Frage!

Erstens sind nicht alle Familien so glücklich, so ideal und vollkommen, daß sie den heranwachsenden Töchtern zugleich die angemessenste Beschäftigung und die wirksamste Charakter- und Gemüthsbildung zu bieten vermöchten. In töchtervollen Häusern ist es oft geradezu unmöglich, allen Geschwistern eine solche Thätigkeit zu verschaffen, die erziehlich auf sie einwirkt, und durch welche sie wirklich gefördert werden. Manche Familienverhältnisse sind aber der Art, daß eine längere Entfernung der Töchter aus dem Hause eine wahre Wohlthat für diese ist. Doch auch davon abgesehen, so ist zweitens das Zusammenleben und Zusammenstreben von Altersgenossen verschiedener Familien von nicht geringem pädagogischen Einfluß auf die Bildung sowohl des Geistes wie des Charakters der Mädchen. Sie gewinnen, von der Brutwärme des Familiennestes hinweggerissen und zum Stehen auf eigenen Füßen genöthigt, an Lebensmuth, Umsicht und Gewandtheit — und das sind Eigenschaften, die heutzutage jedes Mädchen, auch das reichste und unabhängigste, wohl brauchen kann. Daß wohlhabende katholische Eltern ihre Töchter gern in ein Kloster, protestantische Eltern ihre Töchter gern in ein Mädchen-Pensionat schicken, beruht auf einem ganz richtigen pädagogischen Instincte Denn es ist immer besser, daß die Mädchen in jenen Entwickelungsjahren, wo die Phantasie ein so großes Uebergewicht über alle Geisteskräfte erlangt, durch einen geregelten Schulunterricht und nebstbei durch weibliche Arbeiten, Musik- und Zeichenunterricht in Anspruch genommen und unter das strenge Gesetz einer nicht zu umgehenden Tagesordnung gestellt werden, als daß sie daheim Romane lesen und das Klatschen lernen. Freilich sind manche Pensionate und Mädchen-Institute nicht, wie sie sein sollten und haben

schon manche Uebertreibung, Verbildung, manchen Fehlgriff sich zu Schulden kommen lassen. Aber sind denn die Staats= und Gemeinde=Töchterschulen auch immer musterhaft? Gewiß sind sie als öffentliche Unterrichtsanstalten meist besser organisirt, und wohlhabende Eltern, welche in einer Stadt wohnen, die eine höhere Töchterschule hat, welche den Unterricht bis zum siebzehnten Jahre fortführt, gehen natürlich am sichersten, wenn sie ihre Töchter dieser anvertrauen und im Uebrigen unter ihrer Obhut behalten. — Dennoch behält eine zeitweilige Entfernung der Töchter aus dem elterlichen Hause — gute Aufsicht und erziehliche Einwirkung immer vorausgesetzt — auch ihr Gutes. Und es muß doch auch zugestanden werden, daß Dank der Concurrenz die Privatanstalten der Gegenwart viel besser organisirt sind, als in früherer Zeit; die öffentlichen Mädchenschulen wirken vortheilhaft auf die Privatanstalten zurück. Uebrigens haben wir es hier nicht mit diesen, sondern mit jenen zu thun und wollen nur den Satz betonen, daß eine gründliche Schulbildung, über das funfzehnte Lebensjahr hinaus fortgesetzt, keineswegs vom Uebel oder eine Gefährdung der Weiblichkeit sei und zur „Emancipation" von derselben führe.

Es hat nicht an gelehrten Theoretikern und kritischen Zionswächtern gefehlt, welche die ganze Schulbildung der Mädchen auf die allernothwendigsten Elementarfächer beschränkt wissen wollten, die eine darüber hinausgehende gründliche Schulbildung als eine Verirrung des Zeitgeistes, als eine Verkennung des weiblichen Wesens, jede Theilnahme der Frauen am Erziehungs= und Unterrichtsberuf der Männer als eine unheilvolle Emancipationssucht betrachteten und in den Bann thaten. So ließ sich u. A. Wolfgang Menzel in seinem bekannten polternden

Kraftstyl also über diesen Gegenstand aus (Literaturgeschichte, 2. Aufl. 1836, II):

„Eine der lächerlichsten Abirrungen, die auch nur in einem so desorganisirten und verweichlichten Zeitalter vorkommen konnte, war der Versuch, die Erziehung der Weiber zu emancipiren und auf sie das Heil der Welt zu bauen. Wenn einige verstiegene Weiber sich anmaßten, den schwächlichen Männern das Commando zu entreißen, so war das im Grunde natürlich. Die Erbärmlichkeit, das Weibischwerden der Männer mußte solche Amazonen hervorrufen, wie sie in unserer Damenliteratur sich üppig gemacht haben. Konnte Frau Therese Huber der ganzen Männerwelt ihren duftenden Handschuh hinwerfend sagen: „ich verachte euch alle, und nachdem ich zwei Männer begraben, erkläre ich, daß es nicht der Mühe werth ist, einen zu haben!" — so konnte auch wohl Frau Niederer sich herbeilassen und erklären: „ihr Männer versteht das Ding nicht; ihr habt eure Unfähigkeit, die Menschheit zu leiten und zu erziehen, hinlänglich bewiesen, überlaßt nur uns Weibern die Sache, wir werden sie viel geschickter anfangen und viel würdiger ausführen!" So närrisch das Alles ist, hat es doch eine sehr ernste Seite. Diese Erzieherinnen tragen wenigstens zur Verbildung junger Mädchen das Ihrige bei und machen sicher manche unglücklich, indem sie ihnen Dinge in den Kopf setzen, welche die Freier abschrecken oder sie auch noch in der Ehe unglücklich machen. In der That macht nichts die Weiber unliebenswürdiger, mithin unglücklicher, als wenn sie den reizenden Gegensatz der Geschlechter überspringen und männlicher Beschäftigungen und Sorgen sich annehmen, den nur Männern eignen Bil-

dungs- und Wirkungskreis usurpiren wollen. Wenn die Henne zu krähen anfängt wie der Hahn, so ist es Zeit, ihr den Hals abzuschneiden, sagt ein ungalantes aber sehr gutes orientalisches Sprüchwort!"

Hier werden, wie das bei solchen Tiraden meistens geschieht, die verschiedensten Dinge in Einen Topf geworfen. Was Menzel gegen die Emancipation der Frauen sagt, insofern diese Ueberschreitung der dem weiblichen Wesen von Natur gesetzten Schranken ist, das wird Jeder, dessen Kopf nicht von Schwindel ergriffen ist, gern unterschreiben; nur sollte bei solchen absprechenden Urtheilen zuvor eine Feststellung der Grenzen weiblicher Natur und Fähigkeiten vorgenommen werden. Diesen Mangel zeigt auch das bekannte Votum eines so tüchtigen und erfahrenen Pädagogen wie des seligen K. L. Roth, der sich in seiner Erstlingsschrift „über Zweck und Werth des Lateinlernens und über das Recht der Frauen an den Lehrstuhl" (Stuttgart, 1818) über denselben Gegenstand also äußerte:

„Die neuere Zeit hat auch Frauen den Lehrstuhl eingeräumt; nach meiner Ueberzeugung mit großem Unrecht. Wünscht wohl Jemand eine Lehrerin für seine Kinder, welche aus dem weiblichen Kreise herausgetreten in der Wissenschaft lebe und die Mittheilung derselben an das jüngere Geschlecht zum täglichen, einzigen Geschäfte mache? oder nicht vielmehr eine solche, die bei dieser Beschäftigung ihre weibliche Eigenthümlichkeit bewahre und ausübe? Das eine aber leidet unwiederbringlich unter dem anderen: beides besteht nie in gleichem Grade nebeneinander. Ein consequenter Ernst, welcher das Lehren der Wissenschaft begleiten muß, steht dem weiblichen Geschlecht ebensowenig an, als er

ihm in der Regel gelingt. Die Frau als Lehrerin wird sich vor den Extremen, dem zornigen Unmuthe und der schwachen Nachgiebigkeit sehr schwer bewahren. Die Natur hat sie leicht beweglich gebildet und dem augenblicklichen Eindrucke unterworfen; daher ihre bewunderungswürdige Ausdauer in solchen Fällen, wo das fortgesetzte, dringende, aber immer sich erneuende Bedürfniß immer neue Hülfleistung erfordert. Der Einfluß der Persönlichkeit des Lehrenden auf die Schüler ist viel größer, als man gewöhnlich denkt: sein eigener angestrengter Ernst, womit er, von der Sache durchdrungen und der Idee ganz hingegeben lehrt, geht mit einer Art physischer Gewalt auf die Schüler über, wie im Gegentheil Zerstreuung des Lehrers, halbe Aufmerksamkeit, auch wenn er alles Nöthige sagt, unmittelbar auf die Lernenden übergeht. Der Lehrende muß dem Lernenden, für den er immer mehr oder weniger auch Erzieher ist, ein würdiges Bild des Gesetzes, eigentlich ein verkörpertes Gesetz sein, bei dessen Anblick das Kind sich die Nothwendigkeit, ihm zu folgen, als unumgänglich vorstellt; sowie auch das Betragen des Lehrers in der Ausübung und Anwendung des Gesetzes von der Art sein muß, daß er nur als Verkündiger und Vollzieher einer über ihm stehenden, unerläßlichen moralischen Nothwendigkeit erscheint. Das Alles aber steht ausschließlich dem Manne zu, auch bei der Bildung des weiblichen Geschlechts. Was endlich die Wissenschaft selbst betrifft, so weiß ein jeder Mann, welcher irgend eine Wissenschaft studirt und noch mehr, wer sie zu lehren unternommen hat, wie lange man braucht, um das eigentlich Nothwendige und Wichtige zu finden und auf die rechte Weise mitzutheilen. Wie

viel weniger wird dieß der Lehrerin gelingen! wie muß sie vielmehr immer an denselben Formen, die sie erlernt hat, hängen bleiben, ohne auf das Wesen einzudringen! Die Wissenschaft, wirklich erkannt und ergriffen, gestaltet sich in jeder Menschenseele anders; aber nur durch wahres Studiren. Und ohne das bleibt auch die Mittheilung an das jüngere Geschlecht leere Form und wird niemals bildend einwirken. Der allgemeine Ueberblick, die Ordnung der Theile nach Werth und Wichtigkeit, namentlich aber das Lehren der Elemente mit Rücksicht auf künftige gründliche Erkenntniß und vor allen die Unterordnung der einzelnen Wissenschaft unter den allgemeinen und Hauptzweck, die Bildung der Seele für ein höheres geistiges Dasein — das ist und bleibt ein Geschäft, welches allein dem Manne zukommt."

Auch hier ist Wahres und Falsches gemischt: der Schluß wäre richtig, wenn die Voraussetzung (Prämisse) nicht falsch wäre, und hinwiederum wird aus einer richtigen Prämisse ein falscher Schluß gezogen. Die unrichtige Voraussetzung ist, daß die zum Lehren berufene Frau in der Wissenschaft leben, die Wissenschaft lehren müsse. Schon der Ausdruck „Lehrstuhl" kommt diesem Vorurtheil entgegen, als ob die Frau ein Universitäts- oder Gymnasialprofessor sein solle, der vom Katheder herab Vorträge hält. Eine zweite irrige Voraussetzung ist, daß um die Elemente einer Wissenschaft zu lehren, man die ganze Wissenschaft aus dem Grunde studirt haben müsse. Wäre das der Fall, dann hätte der sel. Roth auch allen männlichen Elementarlehrern, ja auch einem nicht geringen Theil der Gymnasiallehrer das Handwerk legen müssen. Es können aber Lehrer und Lehrerinnen in der biblischen

Geschichte recht gut unterrichten, ohne gelehrte Theologen zu sein, in der Geographie und Geschichte, ohne die Wissenschaft der Geographie und Geschichte sich vollständig erworben zu haben, im Rechnen, ohne gelehrte Mathematiker zu sein. Gewiß muß Jeder das, was er zu lehren hat, gründlich kennen und mehr wissen, als das, was er eben zu lehren hat. Aber von der gründlichen Kenntniß des Lehrgegenstandes bis zum Besitz der Wissenschaft und zum Leben in der Wissenschaft ist noch ein weiter Weg, den zurückzulegen man weder den Jugendlehrern, noch den Jugendlehrerinnen zumuthen darf. Damit aber letztere nicht lehren, wo sie nicht gelernt haben, gründet man eben Lehrerinnen-Seminare. Daß die weibliche Natur unfähig sei, bei gutem methodischen gründlichen Unterricht sich auch ein gründliches Wissen zu erwerben, ist eine Voraussetzung, welche ebenso unpsychologisch ist wie die, daß ihr die Gewandtheit fehle, die Methode zu handhaben. Die Prüfungen sowohl, die unter den Augen der Behörden und competenter pädagogischer Fachmänner mit den abgehenden Seminaristinnen angestellt, als auch die Ergebnisse ihrer Lehrerwirksamkeit, welche mit einem fast ungetheilten Beifall von den betheiligten Eltern selber anerkannt wurden, haben bewiesen, daß die Roth'schen Voraussetzungen nicht fest stehen.

Nun die richtige Prämisse Roth's, auf die er einen falschen Schluß gründet. Die Natur — sagt er — hat die Frau leicht beweglich gebildet und dem augenblicklichen Eindrucke unterworfen; daher ihre bewunderungswürdige Ausdauer in solchen Fällen, wo das fortgesetzte, dringende, immer sich erneuende Bedürfniß auch immer neue Hülfleistung erfordert. Daraus folgert er die Unaufmerksamkeit und Unstetigkeit, den Mangel des Ernstes

der Lehrerin, während gerade umgekehrt diese Eigenschaften den Leichtsinn und die Flatterhaftigkeit, das Zerstreutsein und Versinken in die eigenen Gedanken ausschließen und für den ersten Jugendunterricht schätzbare Dienste zu leisten im Stande sind. Ist denn der Elementarunterricht nicht eine fortwährende Hülfleistung, die Befriedigung eines immer sich erneuenden geistigen Bedürfnisses, ein fortwährendes zu Hülfe Eilen, Unterstützen, Hand- und Nahrungreichen zugleich? Und ist nicht dazu eine große innere Beweglichkeit und nach Außen gerichtete Empfänglichkeit, die immer dem augenblicklichen Eindrucke geöffnet ist, vonnöthen? Ist denn die Mittheilungslust, die Ausdauer im Dienen und Helfen, welche auch Roth „bewunderungswürdig" findet, ist die ganze Aufopferungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts nicht auch für den Jugendunterricht ein höchst werthvolles pädagogisches Capital? Ich halte dafür, daß dieses Capital, gut angelegt, reiche Zinsen zu bringen vermöge.

Wie Roth an der intellectuellen und moralischen Fähigkeit der Frau zur Uebernahme eines Lehramtes zweifelt, so gilt Anderen ihre körperliche Schwäche als ein argumentum contra. Sehr beachtenswerth ist in dieser Beziehung das vor einigen Jahren von Frau Minna Pinoff in ihrer Schrift: Die Erziehung der Frau zur Arbeit. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage der Frauen (Breslau 1867), abgegebene Urtheil, zumal da sie sehr entschieden nicht nur „die Versittlichung und materielle Verbesserung aller gewerbetreibenden", sondern auch „die Veredlung und Erhebung aller nach höherer Bildung strebenden Frauen", überhaupt die weibliche Geistesbildung fordert und in den Vordergrund stellt und mit der Beschulung der Mädchen sehr freigebig ist, indem

sie Arbeitsschulen, Kunstschulen, Kunstgewerbeschulen, Kochschulen zc. für dieselben verlangt. Sie sagt:

„Was die Lehrerinnen betrifft, die an öffentlichen Schulen wirken, so hat bei den meisten von ihnen erfahrungsgemäß die geistige Arbeit die Entwickelung des Körpers beeinträchtigt. Die Erziehung des weiblichen Geschlechts, wie sie bislang in Haus und Schule geübt wurde, hat die große Aufgabe noch nicht gelöst, Geist und Körper harmonisch zu entwickeln. Unser heutiges Geschlecht, zumal das weibliche, ist durchaus nervös. Zum Lernen gehört viel Körperkraft, zum Lehren noch mehr. Welche Frau hat diese aufzuweisen? Was ist das Resultat dieser so vielfach eingeschlagenen Richtung? Daß die erst so muthig begonnene Wirksamkeit sehr bald an der Körperkraft zerschellt, daß die armen Mädchen nicht allein ihre kostbare Zeit und das Geld für das Studium, sondern auch ihr Leben dafür einsetzen. Außerdem aber reichen auch im besten Falle ihre geistigen Fähigkeiten nicht für die Forderungen der Zeit aus.“

Allerdings ist unsere Generation, Männlein und Weiblein zusammengenommen, mehr oder weniger „nervös“ geworden und die gesteigerten Anforderungen an die geistige Thätigkeit, vornehmlich in der Schule, fördern dieses Uebel. Aber sicher ist die Schularbeit für die Gesundheit nicht gefährlicher, als die Fabrikarbeit, als das Sitzen der Nähterin und Stickerin, oder die Arbeit hinter dem Setzkasten, zu welcher heutzutage die ärmeren Mädchen ihre Zuflucht nehmen müssen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Unterricht in der Schulklasse die Nerven angreift, daß der weibliche Lehrer auch in der Disciplin leichter als der männliche seine Gemüthsseite hervorkehrt,

sich leichter ärgert und Dieß und Jenes zu Herzen nimmt, daher auch seine Kraft schneller aufreibt, wofern er nicht ganz seinem Berufe gewachsen ist. Doch längere Uebung kann ja auch der Lehrerin größere Ruhe und Sicherheit geben. Daß im Lernen und Lehren Maß zu halten ist aus Rücksicht auf die leibliche wie auf die geistige Gesundheit, das ist eine nothwendige Forderung sowohl für das männliche wie das weibliche Geschlecht. Und außerdem besteht wohl in allen Lehrerinnen-Seminaren das Gesetz, daß nur gesunde Zöglinge aufgenommen werden dürfen. Es ist also lediglich Uebertreibung, wenn Frau M. Pinoff dafür hält, durch die Lehrthätigkeit der Frauen würde deren Leben auf's Spiel gesetzt. Vorausgesetzt, daß eine Ueberbürdung mit Stundengeben nicht Statt findet und für geräumige, wohlgelüftete Schulzimmer gesorgt ist, ist das Sprechen und die körperliche Bewegung, zu welcher das Unterrichten nöthigt, der Gesundheit keineswegs schädlich. Eine zu hohe Schülerzahl wäre allerdings bedenklich; daß diese verringert und Parallel-Klassen eingerichtet werden, ist aber gerade durch die Theilnahme des weiblichen Geschlechts am Lehrgeschäft ermöglicht und leichter in's Werk zu setzen.

Wenn am Schluß der angezogenen Stelle gesagt wird, daß auch im günstigsten Falle „die geistigen Fähigkeiten nicht für die Forderungen der Zeit ausreichen", so thut es wohl, von einer geistig durchgebildeten Frau, als welche sich die Verfasserin in ihrem Werkchen ausweist, einen Zweifel an der geistigen Kraft ihres Geschlechts freimüthig ausgesprochen zu finden, während manche andere „Pädagoginnen" sich auf's hohe Roß schwingen und in ihrer vermeintlichen geistigen Höhe und Kraft auf das Pygmäenvolk der Männer verächtlich herabblicken. Sicher

reichen die geistigen Fähigkeiten der Lehrerinnen auch für die Forderungen, welche unsere Zeit an die Bildung der Mädchen stellt, nicht aus — weshalb diese eben nicht ausschließlich in ihre Hände gelegt werden soll —; aber sie reichen vollkommen aus für das, was sie in den Lehrerinnen=Seminaren lernen und durch dieselben leisten sollen.

Dabei soll gar nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Erweiterung des Arbeitsgebietes der Frau immer nur ein Palliativmittel sein kann für den Nothstand, in den sie geräth, wenn sie unverheirathet bleibt, weil sie ihr eigentliches Lebenselement in der Ehe, im eigenen Familienkreise hat und nur als Gattin des Mannes ihre Bestimmung ganz erreichen und erfüllen kann. Ihr Geschlechtsleben ist so überwiegend, ihr Gemüth so sehr auf die Liebe, ihr ganzer Organismus so auf das Kindergebären hingewiesen, daß sie in jeder Lebensstellung, die ihr nicht verstattet, Gattin und Mutter zu werden, schmerzlich genug daran erinnert wird, das Hauptziel ihres Daseins nicht erreicht zu haben. Der Umstand, daß die Frau viel mehr als der Mann unter die Gewalt eines „beschämenden Naturgesetzes" gestellt ist,*) macht sie periodisch reizbarer, unlustiger, schwächer. Sie hat eine fortdauernde Resignation, einen inneren Kampf vonnöthen, mit ihrem Schicksal sich auszusöhnen. Und die Lehrerinnen=Laufbahn gibt überdieß so gar keinen Ersatz für manche Opfer und Entbehrungen, die sie auferlegt, da die Besoldung gering und die Aussicht auf Versorgung im Alter noch geringer ist. Zwei Stützen kommen indeß der Lehrerin

---

*) Vergl. die betreffende Stelle in Gutzkow's Roman: Die Söhne Pestalozzi's. II, S. 248.

dabei zu Hülfe: die Religion, für die ihr Gemüthsleben ohnehin mehr disponirt ist, als das männliche, — und die Gabe, welche der weiblichen Natur mehr als der männlichen eigen ist: sich zu beherrschen und zusammenzunehmen. Einen sittlichen Halt gewinnt sie aber auch in einer solchen Berufsthätigkeit, die ihr das freudige Bewußtsein gibt, nicht bloß für ihren persönlichen Nutzen Geld zu verdienen, sondern in der Gesellschaft einen würdigen Platz zu behaupten, auf welchem sie Vielen dienen und nützlich werden kann, in einem Beruf, der ihr edleres Selbst fortwährend in Spannung erhält, indem er die sittliche Energie fordert und die geistige Thätigkeit frisch erhält. Denn um sich neben den Lehrern als Collegin zu behaupten, muß sie wie dieser nicht bloß die Schulzeitung lesen und fortstudiren, sondern auch gewissenhaft, und vielleicht noch fleißiger als der männliche College, sich auf ihre Lectionen präpariren. Da der vorhergegangene Seminarunterricht den Blick für eine geistbildende Methode des Schulunterrichts geschärft hat, so wird die unterrichtliche Praxis auch stete Wachsamkeit und Aufmerksamkeit in Bezug auf methodische Behandlung des Unterrichts-Objects rege erhalten und mithin kein Versinken in äußerlichen Mechanismus zu befürchten sein, jedenfalls in nicht höherem Maße, als bei den Lehrern auch. Somit möchte das Bedenken, das Chr. Palmer in der neuesten (4.) Auflage seiner Evangelischen Pädagogik ausspricht, auch für den Fall nicht so schwerwiegend sein, daß die Lehrerin mit den Elementarfächern der untersten Klassen sich Jahre lang befassen muß.

„Der Scrupel“ (äußert sich Palmer a. a. O. S. 504, Anm.) „bleibt immer noch übrig: ob solch eine Person,

auch wenn sie Jahrzehnte wie ein Mann im Dienst ist, dann nicht an Werth als Lehrerin verliert, erstens, weil sie doch schwerlich in der Art sich pädagogisch fortbilden wird, wie dies ein Mann thut; und zweitens, weil alle diejenigen, die nicht einen ganz besonderen Erziehungsberuf in sich tragen, die also blos aus Mangel anderweitiger Lebensaussichten ihre Zuflucht zum Schulhalten genommen haben, mit den Jahren unzufrieden, grämlich, wunderlich und dadurch unliebenswürdig werden, da der Satz wohl kaum umzustoßen ist: Je mehr eine Lehrerin Schulmeisterin wird, um so mehr geht der weibliche Charakter verloren. Eine Gouvernante in einer Familie oder einem Institut ist dem viel weniger ausgesetzt, weil sie höhere Fächer zu behandeln hat und in einen entsprechenden Umgangskreis hineingestellt ist."

Ich meine, eine Gouvernante, die zehn Jahre in hohen und höchsten Familien gelebt hat, werde mehr unzufrieden, grämlich und verstimmt sein, als eine Lehrerin, die in bescheidenen Verhältnissen ebenso lange geschulmeistert hat. Das lange Behandeln der untersten und einfachsten Elementarfächer hat allerdings etwas Geisttödtendes; aber das hat es *für den Mann* nicht minder und für dessen zu größeren Ausflügen berufenen Geist wohl noch mehr. Aber daß der männliche Lehrer länger im Gemüthe frisch und jugendlich bleibt, als der weibliche, und daß die alte Schulmeisterin leichter grämlich und wunderlich wird, als der alte Schulmeister: darin muß man dem besonnenen und scharfblickenden Urtheil Palmer's wohl beistimmen. Jedenfalls müssen über diesen Punkt noch mehr Beobachtungen gemacht werden, als es bis jetzt möglich war.

Im Text, zu welchem die angeführte Note gehört, sagt Palmer:

„Sobald das Weib in öffentlicher Schule als Lehrerin auftritt, tritt sie hiermit in's öffentliche Leben heraus, was sie in aktiver Weise nicht soll, was sie nicht kann, ohne ihren weiblichen Charakter irgendwie zu alteriren.“

Gewiß ist die Wirksamkeit in einer Schule nicht ohne eine gewisse Selbstverleugnung möglich, weil sie eine Ueberschreitung ist der engeren Schranken, welche dem Weibe gezogen sind, aber wie wir bereits hervorgehoben, liegt ja das Unterrichten und Erziehen keineswegs außer dem weiblichen Berufe, wie es nicht über die weibliche Fähigkeit hinausgeht. Und was die Oeffentlichkeit betrifft, so ist wohl die Schule für die Schuljugend das öffentliche Leben par excellence, nicht aber für die Lehrer, die in ihrer Schulklasse immer noch einen von der Außenwelt scharf abgeschiedenen Wirkungskreis, eine gewisse Häuslichkeit, einen Burgfrieden haben, in den nicht jeder an der Schule Vorübergehende so ohne Weiteres eindringen kann. Die englischen Collegien gestatten den Fremden nicht einmal das Hospitiren, weil sie den Schulunterricht keineswegs als ein Ding der Oeffentlichkeit betrachtet wissen wollen und nur bei öffentlichen Schulprüfungen wird die Schule res publica. Das Schulleben steht zur Hälfte immer noch im Familienleben und nimmt bis auf einen gewissen Grad an seiner Gemüthlichkeit Theil; Lehrer und Lehrerinnen leben sich mit ihren Schülern und Schülerinnen auch gemüthlich ein und setzen im Unterrichten erziehend die Thätigkeit der Eltern ihrer Schüler fort. Die schriftstellernde Frau gibt sich bei Weitem mehr der Oeffentlichkeit preis, als die an

einer Schule unterrichtende, und doch fehlt es auch unter den Schriftstellerinnen nicht an Solchen, die sich die edle Weiblichkeit bewahrt und ihrerseits dargethan haben, daß die Schriftstellerei nicht als solche zum Verlust des zarteren weiblichen Charakters führt. Im Schulehalten liegt aber viel mehr als im Schriftstellern oder andererseits im blos mechanischen Arbeiten eine Erprobung sittlicher Thatkraft, Ausdauer und Selbstüberwindung; darum versagt auch das Publikum dieser weiblichen Thätigkeit seine Achtung nicht.

Ich habe im Vorstehenden die Einwürfe und Bedenken, welche von sehr achtbarer und competenter Seite gegen Lehrerinnen=Seminare und die Verwendung von Lehrerinnen für den Lehrerberuf in öffentlichen Schulen erhoben sind, aus dem Begriff des fraglichen Gegenstandes selber heraus, mit Hinweis auf psychologische und physiologische Gesetze und Thatsachen zu widerlegen versucht; denn der Hinweis auf die Erfahrung allein genügt bei solchen pädagogischen Hauptfragen nicht, so schätzbar und schwerwiegend er auch ist. Was der Eine als „segensreiche Ergebnisse" der Lehrerinnen=Wirksamkeit betrachtet, kann möglicher Weise dem Anderen als ungenügend erscheinen, und wenn am Beobachtungsorte des Einen ungünstigere Verhältnisse obwalteten oder zufälliger Weise sehr mittelmäßige Kräfte wirkten, so könnte dieser sich auch wohl auf seine Erfahrung berufen, um den Lehrerinnen ein ungünstiges Prognostikon zu stellen. So gewiß es ferner ist, daß sich die Theorie oft erst spät und auf Grund längerer Erfahrung, die das frühere theoretische Vorurtheil Lügen straft, zurecht findet und daß die Praxis älter ist, als die Theorie: so ist es doch nicht minder

gewiß, daß eine Praxis, welche sich nicht theoretisch rechtfertigen und die Gründe ihres Thuns als vernünftige nachweisen kann, auf sehr unsicheren Füßen steht. Der Erfahrungsbeweis hat nur unwiderstehliche Kraft, wenn die Erfahrung, auf die er sich stützt, Allgemeinheit hat oder was dasselbe besagt, mit sich selber in Uebereinstimmung ist. Nun aber fehlt es auch in neuester Zeit keineswegs an Stimmen von sehr urtheilsfähigen besonnenen Schulmännern, die gerade um der Erfahrung willen, die sie gemacht haben, sich über den Lehrberuf der Frauen keineswegs günstig äußern. Darum müssen auch die günstigen Erfahrungen eines Bormann und Anderer, die sich der Lehrerinnen-Bildung mit Liebe hingegeben haben, mit Vorsicht und nicht ohne Kritik aufgenommen werden; unbedingte Autorität haben sie nicht. Nichts destoweniger that K. Bormann, der den Lehrerinnen-Seminaren die Bahn gebrochen und Hunderte von Lehrerinnen gebildet hat, ganz recht daran, daß er sich auf keinen theoretischen Streit Für und Wider einließ, sondern einfach auf die Erfahrung hinwies, welche das, was man anzweifelte und bedenklich fand, als etwas Lebens- und Entwickelungsfähiges bestätigte, dessen heilsame Wirkung sich mit jedem Jahre mehr herausstellt. Die Erfahrung, auf welche sich Bormann berief, war schon im Jahre 1854, als er sie in der Recension der Ev. Pädagogik Palmer's betonte, eine sehr reiche und umfassende und sie ist seitdem mit jedem Jahre mehr befestigt worden.

Zwar ist die erste Idee einer Pflanzschule für Erzieherinnen und Lehrerinnen nicht von Bormann ausgegangen, aber er war es, der mit gutem pädagogischen Tact und großer Umsicht, unterstützt von sachkundigen

pädagogischen Freunden, noch mehr aber von seinem eigenen der weiblichen Natur Verständniß und Sympathie entgegenbringenden Naturell die erste Musteranstalt in's Leben rief, der bald viele andere nachfolgten.

Den ersten Impuls gab Frau von Krosigk, älteste Tochter des Geh. Revisionsraths Krüger in Berlin und Schwester der Frau des Predigers Grunow, bekannt aus dem Briefwechsel mit Schleiermacher. Sie erhielt im Jahre 1803 auf ihr Ansuchen vom König Friedrich Wilhelm III. die Erlaubniß, eine Erziehungsanstalt für Töchter der höheren Stände und daneben ein Seminar für Erzieherinnen errichten zu dürfen. Im folgenden Jahre wurden diese Anstalten eröffnet, jedoch mit unzureichenden Mitteln, und sie gingen in der bald darauf folgenden Kriegszeit zu Grunde. Nach dem Tode der vom ganzen preußischen Volke tief betrauerten Königin Luise († 19. Juli 1810) ward der Aufruf zur Luisenstiftung erlassen, die am 19. Juli des folgenden Jahres (1811) eröffnet wurde und den dreifachen Zweck verfolgt: Erzieherinnen auszubilden — weibliche Zöglinge zu unterrichten und zu erziehen — die für den Gesindestand bestimmten Mädchen zu ihrem Berufe anzuleiten. Es lag wohl in der Diversität dieser Zwecke und im Mangel einer gleich sachkundigen und energischen männlichen Leitung, daß diese Anstalt für die Einrichtung von Lehrerinnen-Bildungsanstalten nicht maßgebend werden konnte. Auch war das für den Eintritt in die Anstalt festgesetzte Alter von 18—22 Jahren der sich meldenden Seminaristin nicht einladend, da zwischen dem 14. Lebensjahre, in welchem die Mädchen confirmirt werden, und dem 18. Jahre ein zu langer Zwischenraum blieb.

Anders gestaltete sich die Sache, als die unter

Bormann's Leitung schnell erblühende Augusta-Schule auf der Friedrichsstadt den Gedanken nahe legte, mit ihr eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen zu verbinden so, daß die oberen Klassen der höheren Töchterschule zugleich als Präparandenanstalt für die dem Erziehungs- und Lehrfach sich widmenden Aspiranten dienen konnten. Im Jahre 1832 ward Bormann vom Schulcollegio der Provinz Brandenburg mit der Ausführung dieser Idee beauftragt und sie gelang trotz der fehlenden materiellen Mittel, weil der Grundgedanke ebenso pädagogisch-praktisch wie zeitgemäß war und die Einrichtung und Leitung der Anstalt in die besten Hände gelegt werden konnte. Ostern 1832 ward die Königl. Neue Töchterschule mit 29 Schülerinnen eröffnet und im Jahre 1845 konnte Bormann schon die tausendste Schülerin in sein Inscriptionsbuch einschreiben. Von den 1000 Schülerinnen waren bereits 650 aus der Anstalt ausgeschieden und von diesen 140 als Lehrerinnen und Erzieherinnen aus der Anstalt hervorgegangen.

In der sehr lesenswerthen und auch statistisch werthvollen Schrift: Die Prüfung der Lehrerinnen in Preußen (Berlin, 1867), der wir diese Angaben entnehmen, macht Bormann auf die wesentlichen Vortheile der Verbindung des Seminars mit der höheren Töchterschule aufmerksam: die Frequenz der höhern Klassen nahm zu, es wurde in diesen mit größerem Eifer gelernt, die Lehr- und Aufsichtskräfte wurden gemehrt und besonders konnten die jungen Lehrerinnen in Ueberwachung der Schülerinnen, in deren Mitte sie sich bewegten, erwünschte Hülfe leisten.

Seitdem sind in allen preußischen Provinzen ähnliche Anstalten errichtet worden, protestantische, katholische

und auch ein Simultan-Seminar in Posen. Im Jahre 1857 zählte der preußische Staat bereits 1523 Lehrerinnen an öffentlichen Schulen und 1503 Lehrerinnen an concessionirten Privatschulen, zusammen 3023. Auch in Hannover ist, an die städtischen höheren Töchterschulen sich anschließend, auf die Bildung von Lehrerinnen Bedacht genommen. Das Lehrerinnen-Seminar und Gouvernanten-Institut, verbunden mit einem Pensionat für evangelische Töchter aus den höheren Ständen zu Droyßig bei Zeitz im Reg.-Bez. Merseburg steht unter der unmittelbaren Leitung und Aufsicht des preußischen Unterrichts-Ministers. Es ward im Jahre 1852 durch die edle Freigebigkeit des verstorbenen Fürsten Otto Victor von Schönburg-Waldenburg gegründet, dessen Wohlthätigkeitssinn auch zu Callenberg im Königreich Sachsen eine ähnliche Anstalt in's Leben rief, die, 1856 gegründet, die erfreulichsten Fortschritte macht. Norddeutschland ist in dieser Beziehung den Süddeutschen mit rühmlichem Eifer vorangegangen. Doch fand sich die k. württembergische Regierung bereits im Jahre 1858 bewogen, in einer Novelle zum Schulgesetz von 1836 bekannt zu geben, daß „an Mädchenschulen und an den untersten Knabenklassen, sowie an den untersten gemischten Schulklassen mit Zustimmung der Gemeindebehörden und mit Genehmigung der Oberschulbehörde an der Stelle von Unterlehrern und Lehrer-Gehilfen auch Lehrerinnen verwendet werden können, welche der Ober-Schulbehörde ihre Befähigung hierzu nachgewiesen haben." Mit Unterstützung der k. Regierung besteht zu Ludwigsburg ein Privat-Seminar zur Bildung von Lehrerinnen.

In Bayern wird jetzt (Ostern 1870) zu Memmingen eine Präparandinnen- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt

eröffnet unter der Leitung des dortigen Pfarrers Dr. G. Prinzing, dessen bewährte pädagogische Einsicht und Erfahrung, verbunden mit großer Energie des Schaffens und Wirkens, für das Aufblühen dieser Anstalten das Beste hoffen läßt. Die k. bayerische Regierung gewährt einige Geldunterstützung.

Soweit mir die Programme und Prüfungsberichte verschiedener Anstalten zugänglich geworden sind, kann ich von allen das Urtheil fällen, daß auf eine gründliche Unterweisung in der christlichen Lehre und Kirchengeschichte, vornehmlich auf gute Bibelkenntniß sorgfältig Bedacht genommen wird. Den in der Mädchenschule voraufgegangenen sechs- bis achtjährigen Unterricht in der biblischen Geschichte und christlichen Glaubenslehre vorausgesetzt, reichen 3 Stunden wöchentlich für die Religionslehre vollkommen aus. In dem mir vorliegenden Programm des Memminger Lehrerinnen-Seminars hat Dr. Prinzing für die Religionslehre in beiden Klassen 3 Stunden wöchentlich, für Erziehungs- und Unterrichtskunde im 1. Kursus 5 Stunden, im 2. Kursus 4 Stunden angesetzt — ganz richtig. Anderwärts aber scheint man von der Zahl der Religionsstunden die Höhe und Tiefe christlicher Bildung abhängig machen zu wollen. Unter den Aufnahme-Bedingungen für das Lehrerinnen-Seminar in Kaiserswerth a. Rh., wo der Pastor Fliedner eine Diakonissen-Anstalt gründete, welcher er im Jahre 1844 ein Seminar für Elementarlehrerinnen hinzufügte, findet sich auch folgende:

„Es muß eine Kenntniß des sündhaften Herzens aus eigener Erfahrung, sowie Erfahrung der Gnade Christi vorhanden sein!“

Solche Forderungen zu stellen, ist durchaus verwerflich, weil unpädagogisch — ein solches Verfahren, das darauf ausgeht, für den Pietismus Propaganda zu machen, ja ihn zu octroyiren, führt zur Heuchelei und zu einem Methodismus, der keine gesunde Pädagogik aufkommen läßt.

Daß in den Lehrerinnen-Seminaren auf die Realien: Geschichte und Geographie, Naturgeschichte und Physik Gewicht gelegt wird, ist sehr zu loben, nur mögen die in Rede stehenden Anstalten nicht wie Realschulen diese Fächer abhandeln und das wissenschaftliche Interesse nicht über das praktische setzen. Physikalische und chemische Kenntnisse sollen mit stetem Bezug auf die Haushaltung, auf ihre Anwendung in dem der Frau zugänglichen Lebenskreise gewonnen werden. Hingegen muß wie in den Seminaren für Lehrer die Lectüre deutscher Klassiker besondere Aufmerksamkeit erfahren; das für das Gute und Schöne im Verein so empfängliche Frauengemüth bietet für den Unterricht in deutscher Literatur den fruchtbarsten Boden und darf derselbe unter dem „Französisch und Englisch" nicht leiden. Immerhin bleibt die gründliche Erlernung der beiden modernen Fremdsprachen für die weibliche Gesammtbildung von hohem Werth und sollte auf keinem Lehrerinnen-Seminare fehlen; gleichviel, ob die Seminaristinnen Gouvernanten werden wollen oder nicht. Sie erhalten doch in diesen Unterrichtsgegenständen ein ihren pecuniären Opfern, die sie bringen müssen, entsprechendes Aequivalent, das seinen Werth behält, auch wenn sie die Schullaufbahn verlassen. Wenn man die vielen Studienjahre bedenkt, die eine Lehrerin durchzumachen hat und dazu das Pensionsgeld, das sogar auf gut dotirten Seminaren, wie das in

Droyßig, 100 Thaler jährlich beträgt, während die Lehrerinnen Gehalte doch sehr gering und die Aussichten auf eine gesicherte Lebensstellung für die Zeit des Alters und der Abnahme der Kraft noch geringer sind: so muß man sich wundern, daß sich ein solcher Andrang zu diesen Anstalten entwickelt, wie es doch thatsächlich der Fall ist.

So erfreulich nun aber diese Thatsache ist in Beziehung auf den geistigen und sittlichen Aufschwung der weiblichen Jugendbildung: so niederschlagend ist sie doch andererseits als Beleg für die Abnahme der männlichen pädagogischen Kräfte, die sich der Schule, insbesondere der Volksschule, widmen. Da liegt nun die Frage nahe genug, ob denn das Aufblühen von Lehrerinnen-Bildungs-Anstalten für die Regierungen und Schulbehörden nicht eine dringende Mahnung werden müsse, auch die Lehrer-Seminare mit allen Mitteln zu heben, anstatt das Maß des Wissens und Könnens der Seminarzöglinge herabzuschrauben? Freilich ist man jetzt, und namentlich in Preußen, froh, wenn nur noch junge Leute sich überhaupt zum Eintritt in die Seminare melden und man sieht durch die Finger, wenn auch die Vorbildung sich als eine jämmerlich verwahrloste zeigt. Freilich ist seit Jahren schon die Lehrer-Noth eingetreten und dieser kann eben nur abgeholfen werden, wenn das schreiende Mißverhältniß, das zwischen den Summen, welche der Militair-Etat verschlingt und denen, welche der Schule bewilligt werden, aufhört*) und wenn zu-

*) So lange dies nicht der Fall ist und nicht der Fall sein kann, klingen alle Forderungen einer längeren, weiteren, tieferen Seminarbildung fast wie Hohn. Abgesehen von den Maßlosigkeiten und Phrasen, die auch hier sehr freigebig geboten werden, legt sich die Frage nahe: Ob es nicht unpraktisch sei, jetzt, wo trotz der

gleich die vielfach zur bloßen Dressur, zum nothdürftigen Zustutzen herabgesunkene Seminarbildung einer gründlichen Geistesbildung Platz macht. Oder meint man, daß sich nun mehr Aspiranten zu den Lehrer-Seminaren drängen werden, da sie als Elementar- und Volksschullehrer darauf rechnen können, Colleginnen zu bekommen, die mehr wissen und vielseitiger gebildet sind, als sie und dazu billiger arbeiten und darum überall willkommen sind?

Am 1. Juli 1869 waren in Preußen 1069 Lehrer-Stellen unbesetzt, noch mehr Stellen, nämlich 1792 mußten mit Präparanden besetzt werden und 1242 Stellen waren in der Gründung begriffen; es fehlte also an Lehrern für nicht weniger als 4103 Stellen! Diese wenigen Ziffern sagen mehr, als die längste Abhandlung! Und dazu betrachte man dann den Aufschwung, den die Zahl der Lehrerinnen in jüngster Zeit genommen hat, z. B. in Hamburg. Nach den neuesten statistischen Angaben*) gibt es im Gebiet der Stadt

226 Schulvorsteher und 211 Schulvorsteherinnen.

Als Fach- und Hülfslehrer unterrichten

701 männliche und 667 weibliche Personen.

Gehaltserhöhungen die Lehrerbesoldungen doch im Verhältniß zu den Zeitumständen kümmerlich sind, von den angehenden Seminaristen fordern zu wollen, sie sollen die Bildung eines Secundaners der Gymnasien oder Realschulen haben? Wer diese Bildung sich erworben hat, wendet sich heutzutage anderen Berufszweigen zu und mag sich nicht mehr mit dem ABC befassen. Dennoch aber ist die Forderung einer solchen Seminarbildung, die zugleich Geistes- und Gemüthsbildung gewährt, durchaus gerechtfertigt.

*) Statistik der Hamburgischen Unterrichtsanstalten, zusammengestellt vom statistischen Bureau der Deputation für directe Steuern (Hamburg, 1869. Otto Meißner.).

Unter diesen sind nur achtzehn Jahre oder unter achtzehn Jahre alt:

42 Lehrer und 131 Lehrerinnen.

Neunzehn bis achtundzwanzig Jahre alt:

237 Lehrer und 301 Lehrerinnen.

Neunundzwanzig bis achtunddreißig Jahre alt:

152 Lehrer und 86 Lehrerinnen ꝛc.

Doch es ist überall, auch bei den Lehrerinnen, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ueberwiegt auch bis zum 30. Lebensjahr das weibliche Geschlecht, so tritt es dann doch sehr rasch gegen das männliche zurück und es hat sich auch in Hamburg herausgestellt, daß die Zahl der Lehrerinnen bedeutend ist, welche in höherem Lebensalter ihren Beruf ändern.

7.

Christian von Bomhard's Nachlaß.*)

Aehren vom Felde der Betrachtung. Von Schulrath Dr. Chr. von Bomhard. Aus dessen literarischem Nachlaß herausgegeben von H. Stadelmann. Mit dem Bildniß des Verfassers. Augsburg, Jenisch und Stage. 1869. 8.

Der in der Schulwelt Baierns hochgeachtete und gefeierte Name Bomhard ist auch in weitern Kreisen nicht unbekannt geblieben; wir verweisen auf die vortreffliche Charakteristik in der Beilage zu Nr. 31 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" f. 1862. Das obenangezeigte Büchlein, das sechs Jahre nach dem Tode des Verfassers erscheint, darf in d. Bl. nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da es, eindringlicher als es jede Charakterschilderung von fremder Hand vermöchte, uns ein Bild des innern Lebens und Strebens des Verstorbenen gibt. Obwohl ursprünglich nicht für den Druck bestimmt und durchaus nicht für das große Publikum geschrieben — denn es sollten diese Betrachtungen, die gelegentlich zu Papier gebracht wurden, wie es Zeit und Stimmung erlaubte, höchstens den Kindern und Kindeskindern ein liebes Andenken sein und ihnen ein Zeugniß geben von

*) Bl. f. lit. U. 1870, 5.

der Denk- und Empfindungsweise des Dahingeschiedenen, sie aber auch veranlassen, „nach höherer Bildung und Reife zu ringen, als ihrem Vater und Großvater zu erreichen möglich gewesen" —: so haben wir doch nun in dieser Aehrenlese ein populäres Buch im besten Sinne des Wortes, für welches wir dem Herausgeber zu Dank verpflichtet sind. H. Stadelmann hat als treuer Jünger des Meisters sich mit ebenso viel Liebe als Umsicht der Aufgabe unterzogen, die einzelnen Blätter zu ordnen und zu sichten; er hat Alles, was nur für Fachgelehrte von Interesse sein konnte, mit bestem Tact ausgeschieden und so unsere Literatur mit einem Buche bereichert, das sich den schriftstellerischen Arbeiten seines verewigten Lehrers würdig anreiht.

Schriften, wie die in Rede stehende, worin ein classisch durchgebildeter Gelehrter über die tiefsten Räthsel und höchsten Angelegenheiten des Menschenlebens in einer so anspruchslosen, kindlich-einfachen Sprache redet, daß Jeder, der das liest, meint, so hätte er es auch fast ausdrücken mögen — sind, trotzdem, daß in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte in volksmäßiger, allgemein verständlicher Schreibart gemacht worden sind, nicht allzu häufig Unsere philologischen und philosophischen Schriftsteller können in dieser Hinsicht noch immer viel von den Engländern und Franzosen lernen. Daß Bomhard nicht blos vom classischen Stil der Alten, sondern auch von der leichten, gewandten, durchsichtigen Schreibart der Neuern, insbesondere von der Form englischer und französischer Essays Nutzen zu ziehen verstanden hat, das zeigt jede Seite dieser „Gedankenspäne", wie der bescheidene Mann seine Betrachtungen ganz bezeichnend nannte. Essays im englischen oder französischen Sinne sind es nicht,

dazu sind sie zu kurz und fragmentarisch. Aber diese Ramenta sind trotz ihrer Kürze und Kleinheit doch alle wuchtig und werthvoll und zeugen davon, daß der Verfasser mit vortrefflichen scharfen Instrumenten arbeitete und in seiner Gedankenarbeit sich eine Energie und Frische bewahrte bis in's Greisenalter hinauf, um welche ihn jüngere Kräfte beneiden möchten. Bomhard gibt uns seine Gedanken nicht als abstracte Lehrsätze und von vornherein abgeschlossene Ergebnisse, sondern läßt uns an seinem eigenen lebendigen Denkprocesse theilnehmen, er discutirt mit uns, als wären wir in seiner Gesellschaft und nähmen persönlich Antheil an dem Gespräch, das Für und Wider der Sache, und weiß uns auf diese Weise zur lebendigsten Theilnahme an dem von ihm zur Sprache gebrachten Gegenstande anzuregen. Hegel's dialektische Methode, die von einem Gegensatz zum andern fortschreitet, um die höhere Einheit des Begriffs zu gewinnen, sowie Herbart's psychologische Schärfe in Beobachtung der Vorstellungen sind nicht ohne merklichen Einfluß auf Bomhard's empfänglichen Geist geblieben; aber dieser steht doch so frei und unbefangen da, daß er Alles in seiner Weise verarbeitet und man nirgends durch philosophische Kunstausdrücke und Schulphrasen belästigt wird.

Mit derselben innern Freiheit, die er den Philosophen alter und neuer Zeit gegenüber behauptete, wußte sich Bomhard auch den unbefangenen Blick auf die großen Dichter zu bewahren, in die er sich zwar mit ganzem Gemüth vertiefte, ohne jedoch in jene abgeschmackte Ueberschätzung zu verfallen, wie sie vornehmlich im Shakspeare- und Goethe-Cultus unserer Tage in nicht erfreulicher Weise sich zeigt. Ueber Goethe äußert er sich in zwei bemerkenswerthen Betrachtungen. S. 111 heißt es:

Am meisten habe ich Goethe in seinen Gnomen bewundert. Welch ein Geist, der aus dem reichsten Vorrath von Wissen eine solche Fülle gründlicher Gedanken über Kunst, Wissenschaft und Leben zu ziehen und diese in so prägnanter Bündigkeit, mit schlagendem Witz auszudrücken vermochte! Es sind Ueberschriften zu ganzen Capiteln, an Fruchtbarkeit dem Samenkorn, an Dehnbarkeit dem Golde vergleichbar; die Welt war für ihn ein Californien, aus dem er edles Metall, bald in Körnern, bald klumpenweise gegraben hat.

Auf S. 145 treffen wir dagegen auf eine sehr scharfe Kritik des Goethe'schen „Bildungsideals", die, trotz ihrer Einseitigkeit, doch nicht ohne Grund ist. Bomhard fragt:

Was ist Goethe das Höchste, das er in Menschennatur und Bestimmung anerkennt und durch seine schriftstellerische Thätigkeit fordern will? Es ist beschlossen im Wort und Begriff der Bildung. Und in welchem Sinne faßt er den vielseitigen? Nicht eben in einem tief intensiven, da es Reinigung des Gemüths von unedler Beimischung, feste Richtung zum Göttlichen, Liebe und willige Aufopferung für die höchsten Interessen der Menschheit bedeuten würde, sondern in weit ausgedehnterm Umfange, da der Geist mit reichem Vorrath von wissenswerthen Kenntnissen und Einsichten versehen, der Geschmack geläutert, der rechte Tact für's Leben, ungezwungener Anstand in Haltung und Benehmen gewonnen und selbst auch der Körper so geübt und zugerichtet ist, daß er in seiner Erscheinung dem Geiste Ehre macht. Was den Charakter betrifft, so wird dieser durch Erfahrung, wobei freilich manches Irrige und Sündliche mit in's Spiel kommt, zum Rechten geleitet und sicherer geworden

sein, der sich keine Blöße gibt und jede Gemeinheit fern von sich hält. Wo er auftritt, wird er als eine bedeutende Erscheinung Respect einflößen. Sein wahres Element findet er in der Umgebung solcher, die durch Stand, Rang und feinen Ton hervorragen; doch wird es seiner Lebensklugheit und Gewandtheit leicht, sich auch gewöhnlichen Menschen gefällig und angenehm zu erweisen. Ihm fließen reichlich die Quellen der feinsten Genüsse, in Natur, in Kunst, in geselliger Kreisen; doch den süßesten findet er in der Anerkennung seiner Trefflichkeit, die ihm vom Gleichgebildeten entgegenkommt und die er wohl zu verdienen sich bewußt ist. Auch zu gemeinnütziger Thätigkeit entschließt er sich, aber freilich weder zur banausischen des Handwerkers, noch zur pedantisch formellen des Beamten, noch zur mühevollen minutiösen des Gelehrten, noch zur egoistisch-materiellen des Kaufmanns, weil in solchen Beschäftigungen kein Raum für freie allseitige Entwickelung ist.... Lieber wird er sich der Kunst widmen oder auch in höherer Stellung dem Staatsdienste, am liebsten aber wird er seine Güter administriren und da viel Schönes schaffen. Denn ohne sehr bedeutenden Comfort läßt sich der echte und rechte Gentleman gar nicht denken; er muß über ansehlichen Besitz zu gebieten haben.... Willst du diese Gebildeten in Gesellschaft beisammen sehen und ihr Gebaren beobachten, so nimm den „Tasso“ zur Hand. Hier findest du einen talentvollen, aber überspannten Poeten, der nur noch einen Schritt zum Irrenhause hat; einen man of the world, der eine kleinliche Eifersucht und Intrigue unter einer gutgewählten Charaktermaske zu verdecken weiß; eine kränklich sentimentale Prinzessin;

einen Fürsten, der seine Bedeutungslosigkeit mit Anstand und Würde ausbietet. Eine dicke schwüle Atmosphäre ist über das Ganze ausgegossen, angst und bange wird es uns unter diesen Leuten, wir sehnen uns nach naturwüchsigen, derben, gesunden Naturen.... Oder nimm den „Meister"; dasselbe Schauspiel. Ein junger Narr, der in der Gesellschaft liederlicher Komödianten auf dem Theater (man hält es kaum für möglich) Bildung sucht, und nachdem er eine geraume Zeit den Tagedieb und Vagabunden gespielt, endlich unter Aristokraten geräth, die ohne Amt und Beruf wahre Schmarotzerpflanzen am Lebensbaume sind, ihm ihre Bildung einimpfen, soviel er als Bürgerlicher dieselbe in sich aufnehmen kann. Fort mit diesen Leuten. Lieber kräftige Barbaren als diese Salonmenschen. Mit jenen läßt sich etwas ausrichten, diese aber sind zu jedem guten Werk unbrauchbare Empfindler und Schönredner.

Das ist nun freilich etwas stark ausgedrückt Allerdings hat die Kritik ein Recht, nicht blos zu fragen, ob ein Dichter dem ästhetischen Gesetze Genüge gethan hat, sondern auch zu prüfen, wie seine Bildungsideale beschaffen sind, und zu fragen welchen ethischen Gehalt die ästhetischen Glanzerscheinungen bergen. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß — den im jugendlichen Ueberschwang gedichteten „Götz" ausgenommen — fast alle dramatischen Helden Goethe's schwächliche und schwankende Charaktere sind, denen auf Seite der erzählenden Dichtung ein Werther, Meister und Eduard ganz entsprechend zur Seite stehen. Goethe führt uns in eine reiche mannichfaltige, vortrefflich nach der Wirklichkeit gezeichnete Welt, in der es heißt: Leben und Lebenlassen! Von Natur viel mehr

zur ruhigen Anschauung und Betrachtung der Weltverhältnisse, zum innerlichen Verarbeiten der reich und voll empfangenen Eindrücke und zu gleichmäßiger harmonischer Entwickelung seiner Individualität getrieben, als zur energischen Gestaltung der Außenwelt, fühlte Goethe sich nicht berufen, den thatkräftigen und thatlustigen Willen zu verherrlichen, der allen Hindernissen zum Trotz sich Bahn bricht und im Kampfe mit seinem Schicksal, im Ringkampf der Gegensätze die Freude und den Genuß des Lebens findet; er feierte vorzugsweise das Weib in seiner schönen Natürlichkeit, in der Fülle und Abrundung des Wesens und Wirkens, und unter den Männern vorzugsweise empfängliche, leicht erregbare und bestimmbare Naturen, die auf schöne Gestaltung und harmonische Ausbildung der Anlagen vor Allem bedacht sind Aber trotz alledem blieb Goethe ein universeller Mensch, der das Leben nach allen Richtungen erfaßte und es poetisch darzustellen verstand. Nur ein Goethe konnte einen „Faust" dichten, ein ebenso tief aus dem deutschen Wesen herausgeschöpftes, als universelles Werk. Dieses „Fragment" ist urkräftige Poesie (selbstverständlich sehen wir vom zweiten Theile ab), dem kein anderes Volk etwas Aehnliches an die Seite zu stellen hat. Faust ist der unabläßig Strebende, wenn auch kein Thatenmensch im engeren Sinne des Worts. Wir wollen und dürfen nicht vergessen, daß der „Hofmann" Goethe uns eine der kostbarsten Perlen nationaler Dichtkunst, das bürgerlich-idyllische Epos: „Hermann und Dorothea", geschenkt hat, daß Goethe es war, der das deutsche Volkslied in seiner Einfachheit und Natürlichkeit erfaßte und es zu künstlerischer Vollendung emporhob, wie kein anderer Dichter vor ihm, und wie nur Einer nach ihm, nämlich Ludwig Uhland, ihm hierin

würdig zur Seite steht. Wir wollen nicht verkennen, daß, wer solches vermochte, auch den reinsten offensten Sinn für das Humane, Sittliche, Volksthümliche auch in den niedersten Lebenskreisen sich bewahrt haben mußte.

Bomhard redete und schrieb — das ersieht man auch aus diesen seinen Betrachtungen — auch als Greis noch mit wahrem Jünglingsfeuer und sein Kopf dachte und verarbeitete nichts ohne die regste Theilnahme des Herzens. Das Gefühl steigert sich mitunter zum Affect, welcher das Urtheil trübt und einseitig macht und lodert auf in edelm sittlichen Zorn, der sich dann vernichtend gegen Alles wendet, das seiner Denk- und Anschauungsweise widerstrebt. So z. B. nennt er die Vertreter des Materialismus Büchner und Vogt, Moleschott und Feuerbach „Hochverräther an der Menschheit". Man darf aber bei solchen Ansichten und Urtheilen nicht vergessen, daß Bomhard diese Blätter schrieb, um das, was ihm am Herzen lag, auch wieder den Seinigen an's Herz zu legen. Mitunter streitet er auch heftig gegen Lehrmeinungen, denen er später selbst zum Theil huldigt. So wendet er sich gegen Schopenhauer und jene Form des Pantheismus, welche eine steigende, in's Unendliche sich fortsetzende Progression zum Bessern annimmt, sodaß durch diesen Proceß die Welt sich mittelst des ihr innewohnenden Princips, das vorwärts treibt, von selbst läutert und ihre Schlacken allmählich ausstößt. Bomhard entgegnet:

Aber damit ist auch die ewige Existenz alles Schadhaften und Unbrauchbaren, d. h. des Bösen und des Uebels gesetzt, denn sonst hörte ja Arbeit und Proceß endlich einmal auf. Ewiger Proceß zum Bessern ist nichts als ewige Entfernung vom Guten und also,

ohne sein Ziel erreichen zu können, ewige Unseligkeit in wechselnden Formen!

Ich bekenne offen, daß ich mir keine andere Seligkeit denken kann, als diejenige, welche aus der Arbeit, aus dem Ringen und Streben nach Vollendung, aus der Ueberwindung des Uebels und aller Hemmnisse, die sich dem auf das Göttliche, auf das Gute, Wahre und Schöne gerichteten Vorwärtsstreben entgegenstellen; daß das Gefühl fortzuschreiten und Gott immer näher zu kommen, an sich schon Seligkeit ist, daß das Suchen und Finden der Wahrheit mehr erfreut, als der thatenlose ruhige Besitz der Wahrheit. Ohne Dunkel und Nacht würden wir uns nicht des hellen Tages freuen, ohne den Gegensatz gar kein Gefühl und Bewußtsein haben; ohne Kampf keine Tugend, ohne Anfechtung der Welt keine Gottseligkeit. Proceß ist Fortschritt; ein sogenannter vollkommener Zustand, dem das Streben, die Entwickelung, der Fortschritt fehlte, wäre ein unterschiedsloses Einerlei und das gerade Gegentheil der Seligkeit. Gott der Herr selber ruht nicht, sondern schafft und wirkt immer fort; er ist als Schöpfer auch der Urgrund der steten Entwickelung alles Geschaffenen. Würde die Entwickelung aufhören, so wäre auch das Leben vernichtet und damit der Schöpfer des Lebens selber negirt. Gewiß sind jedem Strebenden Momente des Ausruhens vonnöthen, aber eben „Momente", welche die Bewegung nicht abschneiden und hemmen, sondern zu neuem Fortschritt stärken.

Bomhard blickt mit dem Gedanken auf das unbewußte Glück der Kindheit, daß kein höheres Glück möglich sei. „Was willst du denn werden? Besser als gut? schöner als schön? glücklicher als glücklich?" so fragt er

und fährt dann fort; „Alles Werden ist nichts als Entstellung, Verzerrung des reinen Seins, Entleerung seines tiefern Inhalts, Verflüchtigung seines Geistes, Versenkung in's Eitle und Nichtige.“ Dann wäre es freilich besser, wir wären und würden nicht geboren und Arthur Schopenhauer's Pessimismus wäre vollkommen im Recht. Es verhält sich aber umgekehrt: die Kindesseele ist die ärmere gegenüber der Seele des Jünglings und der Jungfrau, das Werden und Wachsen ist Zunehmen, ein Reicherwerden, keine Entleerung eines „tiefern Inhalts“ — es ist kein Abfall von der Idee, sondern ihre Verwirklichung. „Leben ist Leiden“, sagt Bomhard an einem andern Orte, während es umgekehrt heißen müßte: Leben ist Thätigsein, Wirken und Schaffen. Die Passivität, der Schmerz und das Leid sind Negationen des Lebens, freilich nothwendig, um die Position zu verwirklichen und zum Bewußtsein zu bringen.

Wir würden gar keinen Schmerz empfinden, wenn wir kein Gefühl des Wohlseins hätten; es fehlte dann eben der Gegensatz, das Sich Messen des einen Zustandes an dem andern. In jedem Momente unseres Lebens werden Lebenstriebe erfüllt und befriedigt, jeder Athemzug, mit dem wir die Lebensluft trinken, ist ein Genuß. Daß wir vermöge der Gewohnheit den Genuß nicht zu lebhaftem Bewußtsein bringen, schließt keineswegs aus, daß er vorhanden sei. Der Gesunde, welcher nie krank gewesen, reflectirt nicht auf sein Wohlbefinden, er weiß nicht, wie wohl er sich fühlt — aber fühlt er sich deßhalb minder wohl? Und selbst der Kranke, der ein sieches Leben mühsam fortschleppen muß, hat, weil er lebt, noch viel Wohlsein, weil er viele Triebe und Bedürfnisse befriedigen kann. Gewiß gibt es unglückliche

Existenzen genug, in denen das Schmerzgefühl überwiegt. Aber sie bestehen nicht aus lauter Schmerz, weil sie dann überhaupt nicht mehr zu bestehen vermöchten. Aller Schmerz ist immer nur relativ, den absoluten Schmerz erträgt das Leben nicht.

Man merkt an diesen und ähnlichen Stellen in Bomhard's Gedankenspänen, wie sehr Schopenhauer, obwohl er sich wider dessen Philosophie wehrt, ihm imponirt hat. Schopenhauer hält den Schmerz, das Leiden für das Positive, die Freude und das Wohlsein für das Negative. Aber es verhält sich umgekehrt: Alles, was da lebet, das freuet sich auch seines Lebens und soweit das Leben reicht, soweit reicht auch die Lebenslust. Daß diese in einzelnen Fällen auf ein Minimum herabgedrückt werden kann, daß es im Menschenleben viel, viel Leid und Ungemach, unendlichen Kampf mit Hindernissen, eine nie endende mühselige Arbeit gibt, die als solche immer mit Schmerz verbunden ist, wer möchte das verkennen? Daß dieß ganze Erdendasein mit Mängeln behaftet ist, daß es keine Lösung des großen Schöpfungsräthsels, keine Erfüllung unserer Hoffnung, keine Verwirklichung unserer Ideale bietet, — daß darum auch in unserer reinsten Freude noch ein Wermuthstropfen steckt, daß ein Gefühl der Wehmuth unser Herz ergreift, wenn wir in der Anschauung eines vollendeten Kunstwerks, ergriffen von der Macht der Töne oder von der Schönheit des Frühlings unsere Seele erhoben fühlen über diese arme Erdenwelt, und ihre Schranken zu fallen scheinen: welches tiefere Gemüth hätte das nicht erfahren! Es liegt, wie Schelling so wahr als schön bemerkt, ein Schleier der Schwermuth über die ganze Natur gebreitet: die tiefe unzerstörbare Melancholie alles

Lebens. Aber ich frage: Liegt nicht auch in der Melancholie, in der gedämpften und verschleierten Molltonart eine süße Lust, nicht auch in der Wehmuth Wonne? Wohl nennt auch der klarverständige, nie einem Gefühl sich hingebende Kant das Leben „eine Prüfungszeit, der die Meisten unterliegen und in welcher auch der Beste seines Lebens nicht froh wird". Wie Viele — und gerade die Strebsamsten, die es mit dem Leben ernst nehmen, werden ihm nicht ohne Weiteres zustimmen! Und doch muß auch hier gefragt werden: Würde dann noch irgend ein Streben Statt finden, wenn nicht die Erfahrung des Gelingens, die Freude am Erfolg desselben vorhergegangen wäre und zu neuer Anstrengung triebe und stärkte? Es sind doch immer nur Momente, wo wir unseres Lebens nicht froh werden, abwechselnd mit solchen, in denen wir uns desselben freuen. Ein Leben, das durchaus keine Freude, keine Hoffnung, keinen Werth mehr böte, müßte dem verzweifelten Selbstmorde anheimfallen.

Die Betrachtungen Bomhard's berühren die tiefsten Räthsel des Menschenlebens. Unter der Ueberschrift „Ach!" wird uns ein Bild der Nachtseite des Lebens entrollt, das, wie Bomhard meint, überwiegend auf den Schmerz gestellt sei. „Schmerz ist des Lebens Grundfarbe, die aus allen Uebertünchungen immer wieder hindurchschlägt." Das scheint wohl so und ist es doch nicht, sonst hinge der Mensch nicht so am Leben, wie er es thut. Aber die große Fülle von Noth und Elend soll damit nicht abgeleugnet werden sowie die erschreckende Thatsache, daß Trübsal und Elend so manchen Strebsamen niederwirft und seine Kräfte lähmt, bis jeder Aufschwung unmöglich wird. Da bleibt der Glaube an eine künftige Auflösung

der Dissonanzen dieses Erdenlebens der einzige Balsam auf die Wunden. Bomhard sagt fast bitter: „Besser wäre, man bedürfte des Balsams nicht." Und er fährt fort: „Kann auch das Vergangene ungeschehen gemacht werden? Läßt sich eine ganze Weltgeschichte voll des entsetzlichsten Greuels und unsäglichsten Uebels wie eine falsche Rechnung von der Wachstafel wegtilgen?" Das ist eine sehr wahre und tiefgehende Bemerkung, der kein Denkender auszuweichen vermag. Aber ganz charakteristisch sucht der Verfasser das Problem zu lösen mit einer Vision, die zwar ein erhabenes Bild vor die Seele stellt, aber der Frage doch eigentlich aus dem Wege geht:

Mir ist, als sähe ich eine Heerschaar Geängsteter, Verfolgter in wilder Flucht und hinter ihr her die Zeit, wie Pharao mit Rossen und Wagen, vor ihnen das Meer, aber ohne Furt und Straße. Eine Vision tritt vor meine Seele. Der zweite Moses, den der erste auf dem Berge der Verklärung gesehen, schreitet in majestätischer Ruhe, den Hirtenstab in der Hand, vor den zagenden Flüchtlingen einher: „Mir nach, ich bin der Weg durch's Rothe Meer der Trübsal und des Todes!" Und die Fluthen theilen sich, und hinter den Durchziehenden und ihrem Führer versinkt die alte Zeit und das alte Geschlecht, vor ihnen eröffnet sich eine neue Welt. Sowie die Ungeheuer der ersten Schöpfung, deren versteinerte Reste wir noch mit Grausen ansehen, so verschwinden, ertränkt im Meer, die moralischen Ungethüme und Scheusale der ersten Geschichte und an ihrer Stelle erscheinen edlere Wesen und feinere Organisationen. Ein neues Schöpfungstagewerk beginnt, die Pforten eines zweiten Paradieses öffnen sich, in dem keine zweite Schlange mehr

versuchen wird. Und die alte Sünden- und Jammergeschichte, war sie nicht in das Buch der Zeit eingeschrieben? Wo wird sie bleiben, wenn die Zeit selbst nicht mehr sein wird?

Bomhard hofft chiliastisch, es müsse doch endlich kommen das Reich auf Erden,

Darin der ew'ge Friede lächelt
Und Freiheitshauch die heiße Stirne fächelt —

er tröstet sich mit dem Gedanken der Entwickelung der Menschheit, die jetzt schon auf einer unendlich höhern Stufe der Bildung angelangt sei als vor Jahrtausenden. Aber damit legt er wieder die von ihm selbst aufgeworfene Frage nahe: Was haben die Armen und Elenden verbrochen, daß sie nur als Schutt und Mörtel dienen mußten, damit auf ihrem Staube sich ein stolzer Palast erhebe?

Daß man das Jenseits nicht in abstracter Weise vom Diesseits trennen kann, daß der Dualismus, welcher Gott und Welt, Geist und Materie, Ewigkeit und Zeitlichkeit als unvereinbare Gegensätze scheidet und auseinanderhält, den nach Einheit der Erkenntniß ringenden Geist nicht befriedigen kann: dessen ist sich Bomhard wohl bewußt, und es ist ihm gewiß Ernst, wenn er in einer der letzten Betrachtungen die „Fremde Antwort aus Indien" bringt:

Siehe das Sinnenleben mit seinem ganzen Treiben in den Regionen des Träumens und Phantasierens, der Vorstellungen und Meinungen, Einfälle und Vermuthungen, Furcht und Hoffnung, Begierde und Leidenschaft, des Kampfes und der Unseligkeit: dieses Leben oder vielmehr thierähnliche Vegetiren — das ist das Diesseits. Dagegen ist das Leben in der

Thätigkeit des Denkens und Forschens, der Erzeugung und Fortbewegung, der sichtbar erscheinenden Ausprägung der Ideen, das wahre Jenseits, darin die Abgeschiedenheit wohnen, d. h. die aus den Trübungen des sensualen Lebens in ein Leben des Geistes Hinübergeschiedenen und Geretteten.... Ist dies begreiflich, so wird es auch das Weitere sein, was über das Bedauern, den Lauf der Weltgeschichte nicht auch nach dem Tode verfolgen zu können, beizubringen ist. Sei deßhalb außer Sorge, du wirst von der Weltgeschichte noch ein größeres Stück, als dir lieb ist, mitspielen dürfen. Denn ich sage dir, du warst schon früher, ja schon im Anfange Schauspieler auf dieser Bühne, warst mit Adam im Paradiese, dann mit all seiner Descendenz auf ihren Wanderungen.... alle Entwickelungen hast du von einer Stufe zur andern mitgemacht, du stehst in einem magischen Kreise, dem du nie entfallen, in und mit dem du dich ewig fortbewegen wirst. Vergangenheit und Zukunft schließen sich in Einen Ring zusammen, in welchem der Tod keinen Zutritt findet, alles Leben und Bewegung und endloser Fortgang ist.

Ich würde aber die Grenzen einer Recension allzu weit überschreiten, wollte ich dem Verfasser der Betrachtungen auf diesem Wege weiter folgen, und benutze den mir noch übrigbleibenden Raum, die freundlichen Leser hinzuweisen auf die reiche Fülle praktischer Philosophie, welche das Büchlein enthält. Unter der Ueberschrift „Gutes Auskommen mit andern" heißt es:

Liebe und Vertrauen suche nur bei den Allernächsten und Erprobten; dringe dich keinem als Freund auf. Die Vorschrift, bei freundschaftlichen Verhält-

nissen nie zu vergessen, daß sie sich wohl wieder lösen, ja in Abneigung übergehen können, ist eine praktische Klugheitslehre. — Es gibt auch schöne Schwächen, die in einer vollkommenen Welt für Tugenden gelten würden, in dieser aber wohl überwacht sein wollen. Gutherzigkeit, die überall helfen möchte und wenn es auch Opfer kostete — wie ist sie so schön und löblich! und gleichwohl bietet sie dem Mißbrauche und Betruge die Handhabe. Entgegenkommendes Zutrauen gegen Jedermann. Wie human! Aber wie sind so Viele schlecht dabei weggekommen! Dienstbereitwilligkeit! wie leicht wird sie gemißbraucht! Darum alle Impulse des Gemüths unter steter Controle des Verstandes gehalten! Ist das leicht? Nein, wahrlich nicht. Es hat's noch Keiner vollständig ausgeführt.

Ist auch kein so großer Schaden, denn wer es vollständig ausführte, würde damit des Gemüthes selber verlustig gegangen sein.

Bemerkenswerth ist, wie unter der Ueberschrift „Bestimmung" der Begriff „Bildung" definirt wird. Die Aufgabe, jede Anlage und Fähigkeit auszubilden, hält Bomhard für ungereimt, weil sie Unmögliches fordert. Die Allseitigkeit sei Aufgabe der ganzen Menschheit:

Wir Einzelne sind nur Fragmente, Bausteine am großen Tempel. Und doch fühlen wir den Drang, mehr zu sein, selbst ein Ganzes, selbst der Tempel. Gut, dazu kann Rath werden. Aber nicht durch allseitige Ausbildung, sondern auf einem andern Wege. Nimm in dein Gemüth warm und tief und innig das Interesse der gesammten Menschheit auf und verfolge es in deinem engen Kreise, so bist du über die Schranken des individuellen Daseins sammt allen seinen

Separatbestimmungen hinweggehoben. Es ist aber das Interesse, d. h. die tiefste Angelegenheit der Menschheit kein anderes als reine Ausprägung ihres Bildes, wie es in Gott aufbewahrt ruht. Mitformen und Ciseliren an dem Abdruck dieses Bildes — siehe, das ist Bildung.

Ganz recht. Aber die Frage liegt doch nahe, kann man denn anders das „Interesse der gesammten Menschheit" in sich aufnehmen und in seinem engern Kreise verwirklichen als dadurch, daß man alle vom Schöpfer empfangenen Anlagen so viel als nur irgend möglich in sich ausbilde? Muß nicht, wer in seinem speciellen Berufsleben das Humane, die Idee der Menschheit vertreten und zur Erscheinung bringen will, mehr sein und in sich ausbilden, als was sein Beruf verlangt? Dem Recensenten sind sehr tüchtige Juristen, Mediciner und Theologen bekannt, die ganz und mit bestem Erfolg sich ihrem Berufe widmen und dabei doch ihr poetisches, ihr schriftstellerisches Talent, ihre musikalischen und technischen Anlagen vortrefflich ausgebildet haben, die in politischer Einsicht es mit jedem Staatsmann von Fach aufnehmen, obschon sie Aerzte oder Lehrer, und die vortreffliche Lieder dichteten, obschon sie Rechtsgelehrte sind. Sie alle mußten in der Schule manches lernen, was sie später zu ihrem Berufsleben nicht brauchen. Allerdings muß die Kraft in der einen Richtung zusammengenommen werden, allerdings muß jeder seines Berufes warten und wird jeder Meister nur durch weise Selbstbeschränkung Tüchtiges leisten. Aber damit ist nicht gesagt, daß er einem Talente, einer Kraft zu Liebe die übrigen müsse brach liegen lassen. War doch Bomhard selber viel mehr als bloßer Philolog und Schulmeister. Er war

in geselliger Beziehung ein feiner Weltmann und Menschenkenner, in mündlicher Rede voll Anmuth und Beredtsamkeit; er spielte trefflich Klavier und hatte seinen Sinn für classische Musik aufs beste entwickelt, und er war ferner nicht blos bei den Classikern des Alterthums, sondern auch in den Hauptwerken der neuern englischen, französischen und deutschen Literatur zu Hause. Und die am Schluß des Büchleins von ihm mitgetheilten Sonette geben Zeugniß, daß er auch sein dichterisches Talent nicht unangebaut ließ. Das alles unbeschadet der Berufstreue. So zeigte er, daß die Forderung einer harmonischen Ausbildung aller Kräfte keine ungereimte ist, und er zeigte dies um so eindringlicher in und an seiner Persönlichkeit, als diese, das Gute mit dem Schönen vereinend, auf dem reinsten sittlichen Wollen ruhte des seiner selbst gewissen Charakters.

8.

Zur Charakteristik der Philosophie des Unbewußten *).

Seit Kant gehen alle Philosophen darauf aus, den entsprechenden Begriff für das „Ding an sich", d. h. für das von unserem Anschauen und Denken unabhängige Sein, für das Unbedingte oder Absolute zu finden, aus welchem die Welt unserer Vorstellung entsteht, durch welche sie bedingt wird. Da aber ein „Ding an sich", gar kein Ding ist, weil es nicht existirt, über den Bedingungen des Seins (Raum und Zeit) erhaben gedacht werden soll, unter Merkmalen, die dem Begriff eines „Dinges" widersprechen: so müßte auch der Begriff von einem „Ding an sich" über die auf Raum und Zeit bezogene menschliche Intelligenz hinaus gehen. Es ist die Forderung, etwas zu denken, was nicht denkbar ist. Daher laufen alle Versuche, ihn begreiflich zu machen oder gar als Grundlage eines philosophischen Lehrgebäudes zur Geltung zu bringen, auf ein Dogma, Postulat, einen Machtspruch hinaus, indem sie uns zumuthen, ein Bedingtes als Unbedingtes zu setzen. So

*) Philosophie des Unbewußten. Versuch einer Weltanschauung von E. von Hartmann (Berlin, 1869).

sind Fichte's „absolutes Ich", Schellings absolutes „Subject-Object", Hegels „Begriff", dessen Entwickelung die „allgemeine, absolute, schöpferische Thätigkeit selber" sein soll, nur contradictiones in adjecto. So ist Schopenhauer's „Wille" nur ein Dogma, an das man wohl glauben, das man aber nicht begreifen kann. Wie kommt der blinde, subjectlose, von allem Bewußtsein unabhängige Wille dazu, aus dem Unbewußtsein zum Bewußtsein sich emporzuarbeiten; woher der Wille selber? Antwort: der Wille ist, weil er ist, er setzt sich selber, obwohl er gar nicht weiß, was er will und wozu er etwas will. Diesen Begriff zu denken ist jedenfalls noch schwieriger als — Münchhausen sich vorzustellen, der sich an seinem eigenen Schopf aus dem Wasser zieht.

Wie Fichte trotz aller Kühnheit und Strenge des Denkens nicht aus dem menschlichen Ich ein weltschöpferisches, absolutes Ich machen konnte, und Schelling diese Einseitigkeit durch sein absolutes Subject, das zugleich Object, d. h. Welt ist, auszugleichen strebte: so suchte Schopenhauer von der Einseitigkeit Hegel's, der die Welt, das Ich und den absoluten Geist nur als einen logischen Proceß, als Entwickelungsstufen des Denkens, des sich selbst setzenden „Begriffes" zu fassen vermochte, loszukommen, indem er statt der Intelligenz den Willen als die lebendige Wurzel alles Seins und als Princip aller Philosophie aufstellte. In der jedem Wollen inwohnenden Energie wird uns allerdings die treibende und schaffende Naturkraft näher gebracht, als im Hegel'schen „Begriff"; aber einseitig ist diese Auffassung nicht minder. Denn jeder Wille setzt eine Vorstellung voraus, auf die er sich bezieht und die seinen Inhalt bildet. Denken und Wollen sind aber Erscheinungsformen des bewuß-

ten Seelenlebens, das wieder ein denkendes und wollendes Subject zur Voraussetzung hat, und so bleibt der Sprung in's absolute Unbewußte der gleich verhängnißvolle salto mortale, ob man den Ansatz vom Willen allein, oder vom Intellect allein macht, oder ob man sich mit dem einen Fuß auf den Willen, mit dem anderen auf die Vorstellung stützt. Letzteres ist von E. v. Hartmann in dem o. a. Werke geschehen.

Die Sache wird dadurch nicht nur nicht vereinfacht, vielmehr wird die Schwierigkeit, sie plausibel zu machen, verdoppelt. Auf den ersten Anblick hat die Hartmann'sche Auffassung allerdings etwas Bestechendes. Hartmann sucht dem schlechthin unbewußten Schopenhauer'schen Willen Vernunft beizubringen, indem er ihm die „Vorstellung" als völlig ebenbürtig zugesellt. „Was kann — so lautet seine die Richtigkeit des Schopenhauer'schen Principes scharf an's Licht stellende Kritik, — „was kann aus einem absolut unvernünftigen, dummen und blinden Princip für eine andere als eine unvernünftige und dumme Welt hervorgehen?" In der Einleitung (S. 18), wo verschiedene philosophische Standpunkte charakterisirt werden, heißt es: Schopenhauer kennt als metaphysisches Princip nur den Willen, während ihm die Vorstellung in materialistischem Sinne Hirnproduct ist. Dem entsprechend kann bei ihm nicht von unbewußter Vorstellung, sondern nur von unbewußtem Willen die Rede sein, wobei er aber wunderbarer Weise nicht merkt, daß der unbewußte Wille eo ipso eine unbewußte Vorstellung als Ziel, Gegenstand oder Inhalt seiner selbst voraussetzt." Gewiß ist es verkehrt, die Vorstellung als metaphysisches Princip unbrauchbar zu finden, weil sie „Hirnproduct" ist und den Willen,

der nicht minder Nervencentra zu seinen Organen hat, als metaphysisches Princip zu proclamiren. Beide, Wille und Vorstellung, gehören dem bewußten Seelenleben an und können immer nur bildlich, tropisch, uneigentlich auf das an und für sich unbewußte Naturleben, auf das physiologische und physikalische Gebiet als solches, angewandt werden, noch weniger aber zu einem metaphysischen Ausgangspunkte dienen, der über allem räumlichen und zeitlichen Sein in einem Gebiete liegt, wo die Gegensätze von Leib und Seele, Natur und Geist keine Geltung mehr haben. Es ist darum so viel Selbsttäuschung, Spiegelfechterei und (wie Schopenhauer sagt) Charlatanismus in die neuere Philosophie gekommen, weil sie mit souveräner Willkür Begriffe verengt oder erweitert, wie es gerade in ihren Kram paßt. Wille und Vorstellung setzen ein psychisch thätiges Wesen voraus, das, wenn auch nur in dumpfem Selbstgefühl, sich von der Außenwelt unterscheidet. Wo keine Außenwelt einer Innenwelt entgegentritt, ist keine Vorstellung, mithin kein Bewußtsein, mithin kein Wille möglich, denn „Wille“ ist bewußtes Streben. Es ist eine Beleidigung des Sprachgenius, wie der Psychologie, die Begriffe „Wille“ und „Vorstellung“ in jenes Gebiet hinüberzutragen, wo bloß physikalische und chemische Kräfte walten. Der Stein, der vom Berge herabrollt oder das gefrierende Wasser haben keinen „Willen“ zu fallen und Eis zu werden und die Ganglien, welche den Verdauungsprozeß, die Nervencentra, welche den Herzschlag vermitteln, haben keine Vorstellung weder von den Eingeweiden, noch von ihrer Function.

Indem nun Hartmann, von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß beim Willen immer Vorstellung sei, die

Vorstellung in die Tiefen des Schopenhauer'schen „Willens" hinabführt, um sie mit demselben zu vermählen, muß er den „Vorstellungen", welche den Inhalt des Willens bilden (die Zwecke, die er verfolgt, das Ziel, nach dem er strebt) das nehmen, was sie zu Vorstellungen macht, nämlich das Bewußtsein und hinwiederum das Bewußtsein in Gebiete tragen, wo keins vorhanden ist und vorhanden sein kann. So legt er der Pflanze nicht nur Empfindung, sondern bewußte Empfindung der Reize bei, auf welche sie reagirt, die Pflanzen haben ein „Zellenbewußtsein" und die noch höher organisirten thierischen Zellen haben ihr „Sonderbewußtsein". Selbstverständlich haben die Nervencentra, welche den Herzschlag regeln, eine Vorstellung des Zieles, worauf sie ihre Thätigkeit zu richten haben. „Denn wenn der Ganglienwille den Herzmuskel in bestimmter Weise contrahiren will, so muß er zunächst die Vorstellung dieser Contraction als Inhalt besitzen, denn sonst könnte weiß Gott was contrahirt werden, nur nicht der Herzmuskel; diese Vorstellung ist jedenfalls für das Hirn unbewußt, für das Ganglion aber bewußt." (S. 86). Jedes Ganglion ist somit ein individuelles Seelenwesen, das mit Bewußtsein thätig ist; es gibt nicht mehr „Bewußtsein" als solches, schlechthin, sondern unzählige „Bewußtseine" (wie Hartmann ganz folgerecht aber schlimm genug den Sprachgebrauch erweitert). Freilich ist nach dem gemeinen Sprachgebrauch des zwar unphilosophischen aber gesunden Menschenverstandes so ein Zellen- oder Ganglienbewußtsein ein unbewußtes Bewußtsein, ein finsteres Licht; doch das ficht die philosophische Kunstsprache nicht an. Da man die Ganglien und Zellen auf Molecule und diese wieder auf Atome zurückführen

muß, so vermehrt sich die Zahl der individuellen mit Wille und Vorstellung begabten Wesen in's Unendliche. Den Atomen „bewußte" Vorstellung beizulegen nimmt Hartmann Anstand, obschon er es mit derselben Berechtigung thun könnte, mit welcher er den Zellen und Nervenkügelchen Bewußtsein vindicirt. „Die Aeußerung der Atomkräfte sind individuelle Willensacte, deren Inhalt in unbewußter Vorstellung des zu Leistenden besteht" (S. 424). Da den Atomen weder das Streben als solches, noch Gegenstand und Ziel desselben zum Bewußtsein kommt, so haben wir es im Grunde genommen mit dem Schopenhauer'schen „blinden" Willen zu thun. In der Lösung des Räthsels, wie dieser Atomwille dazu kommt, wie ein Vernunftwesen zu handeln, Vorstellungen zu bilden und nach diesen Vorstellungen, die ihm unbewußt bleiben, sich zu richten und schließlich nach Bewußtsein zu streben und zum Bewußtsein sich emporzuarbeiten, werden wir um keinen Schritt gefördert. Denn die Vernunft im Unbewußten wird doch wahrlich nicht dadurch erklärt, daß man aussagt, es hat von Anbeginn vernünftigen Willen, ein nach Vorstellungen geregeltes Streben. Daß man an die Stelle des Wortes „Kraft" das Wort „Wille" setzt, ist eigentlich nur eine petitio principii. Es ist ein Selbstbetrug mit Worten, wenn Hartmann das Schopenhauer'sche Dictum wieder vorbringt: „So viel innerlicher wie der Wille als das Muskelgefühl ist, so viel bezeichnender ist das Wort Wille für das Wesen der Sache, als das Wort Kraft." Als ob Empfindung und Gefühl nicht ebenso innerlich und — äußerlich (d. h. durch Organe vermittelt) wären, wie Vorstellung und Wille! Weit entfernt, daß die „Kraft" ursprünglich das Abgeleitete, der „Wille" immer das

Primäre bedeuten soll, verhält es sich gerade umgekehrt — jedes organische Wesen hat und äußert „Kräfte", lange bevor es einen „Willen" haben und entwickeln kann.

H. hat ganz Recht, wider die abstracte Scheidung von „Kraft" und „Stoff" in materialistischer Weise sich zu erklären, nach welcher der Stoff zur bloßen Unterlage, von welcher, oder zum bloßen Gegenstande gemacht wird, auf welchen die Kraft wirkt. Die Kraft ist (und das haben auch wohl alle denkenden Materialisten anerkannt) nicht ein Etwas neben und außer dem Stoffe, und der Stoff nicht Etwas außer der Kraft, sondern diese ist das Wirkende in dem Gewirkten, seinen Raum und seine Zeit setzende und der Stoff die sich offenbarende, an bestimmten Punkten fixirende, den Raum erfüllende Kraft. Wie es keine Seele ohne Leib und keinen Leib ohne Seele gibt, so gibt es auch keinen Stoff ohne Kraft und keine Kraft ohne Stoff; eine Kraft über oder außer dem Stoff ist eine leere Abstraction. Und ebenso ist die Materie als Raumerfüllung gar nicht zu denken ohne die ihr immanente raumerfüllende Thätigkeit. Das Erfüllt-Sein wäre gar nicht ohne das in jedem Moment sich bethätigende und fortsetzende Erfüllt-Werden, ohne die Energie der Extension, welche sich räumlich, d. h. als ein Nebeneinander von Kraftpunkten behauptet. Wir schauen die Ursache nur in der Wirkung, wie wir denkend genöthigt werden, von der Wirkung auf die Ursache zu schließen. Die Ursache ist aber auch zeitlich nicht von ihrer Wirkung getrennt, sondern in und mit derselben gegeben; jede Kraft ist nur wirklich, insofern und insoweit sie wirkt, darum ist eine Kraft, die schon da ist, bevor sie wirkt, ein Wille, der über Raum und Zeit erhaben schon will, bevor er irgend etwas will, ja bevor er

existirt, gleich einer Seele ohne Leib, er ist nur Phantom, Gespenst ohne alle Realität. Aber auch umgekehrt ist kein Ideales ohne ein Reales, kein Leib ohne eine Seele, keine Vielheit von Organen ohne die zu Grunde liegende Einheit. Diese sich als das Frühere, das Ideale als vor dem Realen seiend, den Atomwillen als Kraft zu denken, die vor ihrer Extension vorhanden ist: das ist dieselbe leere Abstraction wie jene des Materialismus, der Stoff und Kraft auseinanderweißt und den Leib als das prius betrachtet, aus welchem nachträglich die Seele hervorwächst.

Atomkräfte, welche nicht im Raum sind, „weder groß noch klein, weder hier noch dort, weder im Endlichen noch im Unendlichen, weder irgendwo noch nirgends" und sich doch kreuzen und schneiden, reine Actionen die subjectlos sind und sich doch etwas vorstellen — sind Widersprüche in sich selbst, ganz wie das „leibfreie Denken", von welchem H. phantasiert. „Sowie das Denken leibfrei ist," sagt er S. 344, „ist es zeitlos und damit unbewußt." Der Wille als die andere Seite jener „leibfreien Atomkraft" hat auch nichts mit Nervenschwingungen und materiellen Vorgängen zu thun und bleibt folglich immer und ewig unbewußt. Von einem bewußten oder gar selbstbewußten Willen zu reden ist also lediglich Irrthum. „Wenn nun der Mensch (sagt Hartmann weiter) den Willen dreifach unmittelbar im Bewußtsein zu erfassen glaubt, 1) aus seiner Ursache, dem Motiv, 2) aus seinen begleitenden und nachfolgenden Gefühlen und 3) aus seiner Wirkung, der That und dabei 4) den Inhalt oder Gegenstand des Willens als Vorstellung wirklich im Bewußtsein hat, so ist es kein Wunder, daß die Täuschung, sich des Willens selbst

unmittelbar bewußt zu sein, sehr hartnäckig und durch lange Gewohnheit festgesetzt ist, sodaß sie die wissenschaftliche Einsicht von der ewigen Unbewußtheit des Willens selbst schwer aufkommen und festen Fuß in der Ueberzeugung fassen läßt. Aber man prüfe sich nur einmal sorgfältig an mehreren Beispielen und man wird meine Behauptung bestätigt finden. Wenn man glaubt, sich des Willens selbst bewußt zu sein, merkt man bei schärferer Betrachtung bald, daß man sich nur der begrifflichen Vorstellung „ich will" bewußt ist und zugleich der Vorstellung, welche den Inhalt des Willens bildet." Als ob der Wille ein Ding hinter und außer den angeführten Factoren wäre, die ihn bilden, als ob man von ihm irgend etwas aussagen könnte, wenn er nicht der Erscheinungswelt angehörte! Ein in Raum und Zeit nicht Vorhandenes kann gar nicht zum Bewußtsein kommen, nicht Object einer Vorstellung sein. Woher kommt denn die „begriffliche Vorstellung": Ich will! anders, als aus der Wahrnehmung meines Strebens, das wiederum aus der Unruhe und Aufregung meines Gefühles entstehend zur Energie das zu verwirklichen, worauf das Streben sich richtet, gestimmt und bereit ist? Unser ganzes Selbstbewußtsein beruht ja nicht sowohl darin, daß wir die Vorstellungen, welche wir haben, beobachten und gewisse Vorstellungen auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, den wir „Ich" nennen, beziehen, als darin, daß wir uns als wollend erkennen, daß wir in unseren Vorstellungen uns als die Vorstellenden erfassen, daß wir unser Streben nicht bloß auf diesen und jenen Gegenstand beziehen, sondern das Aufstreben als unsere Macht und Kraft fühlen, aus unserem Wesen ent-

springend. Nach Hartmann's Prämissen müßte jede Verbindung von Wille und Vorstellung unmöglich sein. Dieser Widerspruch kommt denn auch in seiner Erklärung des Bewußtseins zu Tage. Das Bewußte soll aus dem Unbewußten abgeleitet werden. Der Wille ist als solcher unbewußt, der unbewußte Wille hat es auch mit unbewußten Vorstellungen zu thun, aus denen kein Bewußtsein entspringen kann; was aber einem nicht gelingt, was dem Willen und der Vorstellung für sich nicht möglich ist, das gelingt beiden zusammen. [0 + 0 = 1.] Daß keine Vorstellung ohne Bewußtsein möglich ist und jedes Bewußtsein sich gar nicht anders verwirklichen und bethätigen kann, als in der Bildung von Vorstellungen, wird nicht beachtet. Das, was eigentlich erklärt werden sollte, die Bildung der Vorstellung, wird als bereits gegeben vorausgesetzt. Die Vorstellung ist da und drückt sich in das Unbewußte (= Vorstellung und Wille verbunden) ein, ohne vom Willen gewollt zu sein. Darob stutzt der Wille, denn es ist eine Auflehnung gegen seine bisher (von wem doch?) anerkannte Herrschaft, und dieses „Aufsehen, das der Eindringling von Vorstellung im Unbewußten macht, ist — das Bewußtsein!"

„Um weniger bildlich zu sprechen," sagt H., „denke ich mir den Vorgang folgendermaßen: Es entsteht die von Außen imprägnirte (!) Vorstellung. Das Unbewußte stutzt über das Ungewohnte, daß eine Vorstellung existirt, ohne gewollt zu sein. Dieses Stutzen kann nicht von dem Willen allein ausgehen, denn der Wille ist ja das absolut Dumme, also auch zu dumm zum Wundern und Stutzen; es kann aber auch nicht von der Vorstellung allein ausgehen, denn die von Außen imprägnirte Vorstellung ist wie sie ist und hat keinen Grund, sich über

sich selbst zu wundern, alles Andere von Vorstellung ist ja aber, wie wir wissen, im Unbewußten in unzertrennlicher Einheit mit dem Willen verknüpft. Es kann folglich erstens das Stutzen nur von dem ganzen Unbewußten, Wille und Vorstellung im Verein vollzogen werden und kann zweitens das, was an dem Stutzen Vorstellung ist, nur durch einen Willen existiren, dessen Inhalt es bildet."

Welcher Cirkel! und welches Gaukelspiel mit der „imprägnirten" Vorstellung und dem Willen, der nicht stutzen kann und doch stutzt! So ist es doch der Wille, der das Bewußtsein hervorruft, obwohl er als seinem Wesen nach unbewußt es nicht vermag zu „stutzen", und da Hartmann selber das Bewußtsein „als ein Accidenz, das der Wille demjenigen verleiht, wovon er nicht sich, sondern etwas Fremdes als Ursache anerkennen muß" erklärt: so begreift man nicht, wie er dem „Willen" seines Meisters Schopenhauer die „Vorstellung" als gleichberechtigtes Princip beigesellen konnte, noch weniger aber, wie er dem absolut dummen, ewig unbewußt bleibenden Willen zumuthen kann, etwas Fremdes als Ursache anzuerkennen und selbigem das Bewußtsein als Accidenz beizulegen.

Es hat einen Sinn, von Wille und Vorstellung bei Menschen und Thieren zu reden, weil und insofern beide Organe haben, welche ihnen die gegenständliche Welt zum Bewußtsein bringen, weil auch das Thier seine Empfindungen in das Gefühl seines Zustandes überzuleiten und die Spannung dieses Gefühles, worin der Trieb besteht, mit dem Gegenstand des Strebens in ein Verhältniß zu setzen vermag. Aber es hat keinen Sinn, von Pflanzen und Steinen, und schließlich von den Atomen selber zu behaupten, daß sie Vorstellung und

Willen haben. Es hat ferner einen Sinn, von unbewußten Vorstellungen und unbewußtem Willen zu reden, da, wo bewußte Vorstellungen gebildet worden und gebildet werden können; aber es hat keinen Sinn, unbewußte Vorstellungen und ein Handeln nach Vorstellungen in den Gebieten des Naturlebens zu finden, wo es zu gar keinen Vorstellungen kommen kann, weil all und jedes Bewußtsein fehlt und nicht einmal ein Ansatz zur Empfindung, wie bei den Pflanzen, vorhanden ist. Es hat einen Sinn, von unbewußten Vorstellungen als dem unbewußten Inhalt unseres Vorstellungsvermögens zu reden, aber dieser aus den bewußten Vorstellungen gewonnene Inhalt ist eben die Fähigkeit und Möglichkeit und das reale Vermögen, eine Fülle von Vorstellungen in mannigfaltigen Verbindungen und Fortbildungen wiederum in's Bewußtsein zurückzurufen. Hartmann hat mit großer Sach- und Fachkenntniß auf die große Bedeutung und Macht des unbewußten Seelenlebens hingewiesen und namentlich in der menschlichen Geistesthätigkeit die Tiefe des Instinctes, wie derselbe in allem genialen Schaffen, in den Inspirationen der Denker und Dichter, der Propheten und Mystiker waltet, gut hervorgehoben. Aber wir wollen dabei nicht vergessen, daß diese wunderbare Macht des Unbewußten ebenso von dem bewußten Seelenleben abhängt, erst durch dasselbe möglich wird, wie alles schöpferische Geistesleben aus dem Unbewußten hervorkeimen, im tiefen Born desselben sich stärken und erfrischen muß. Sonst brauchten die Künstler nicht erst heranzuwachsen, die Propheten nicht erst zu lernen, die Dichter nicht erst bei ihren Vorgängern in die Schule zu gehen. Mozart hat zwar schon als Kind componirt, aber erst bei gereiftem

Bewußtsein seine Meisterwerke geschaffen. So wahr der eine Satz ist: Das Genie wird geboren! so berechtigt ist doch auch der andere: Es fällt kein Meister vom Himmel! und: das Genie ist der Fleiß, d. h. die bewußte Uebung und Anstrengung.

Es verhält sich mit dem Charakter eben so wie mit dem Genie. Der Thatenmensch wird geboren, hat die große Kraft und Stärke seines Wollens von Gottes Gnaden empfangen, die Wurzel der Nachhaltigkeit und Energie seines Strebens ruhet im Unbewußten seiner „Natur"; aber seine Blüthe kann der Charakter erst im Lichte des Bewußtseins entfalten, das, was er ist, muß er erst werden im Ringen nach bewußten Zwecken und Zielen, im selbstbewußten Kampf mit Hindernissen, die er aus dem Wege räumt, mit Kräften, die er bewältigt. Nur der selbstbewußte Mensch hat Charakter; dem Kinde, dessen Bewußtsein noch in der Entwickelung begriffen, noch weniger dem Thiere, das es zu keinem Selbstbewußtsein bringen kann, legen wir keinen „Charakter" bei in der vollen Bedeutung des Wortes.

Das ganze Seelenleben ist darauf angelegt, zum Bewußtsein seiner selbst zu gelangen; darauf beruhet alle Entwickelung — das Bewußtsein ist der Gradmesser ihrer Höhe. Daraus folgt zugleich, daß es Grade des Bewußtseins geben muß, denn wäre dasselbe auf allen Stufen das gleiche, dann hätten die Wesen auch den gleichen Rang, weil die gleiche Entwickelungshöhe. Da das Bewußtsein in und mit den Vorstellungen sich bildet, von der vorstellenden Thätigkeit unzertrennlich ist, nicht über den Vorstellungen schwebt und keine a priori fertige Form ist, in welche die Vorstellungen hineinfahren: so ist mit der Entwickelung der vorstellenden Thätigkeit der Seele auch die

Entwickelung ihres Bewußtseins gegeben. Das Bewußtsein, insofern es auf dem Gegensatz einer Innen- und Außenwelt beruhet, ist wohl immer der gleiche psychologische Proceß — qualitativ, doch nicht quantitativ. Die Intensität und Stärke, der Umfang und die Klarheit des Bewußtseins sind nicht nur in verschiedenen Seelen sehr verschieden, sie können auch bei uns selber in verschiedenen Zeiten sehr verschieden sein. Wenn ich aus dem Schlaf erwache und noch halb schlaftrunken meine Umgebung betrachte, so erkenne ich allmählig den Tisch, Schrank, die aufgehängten Kleider 2c. und mein Bewußtsein wächst in demselben Grade, als meine Vorstellungen wachsen und sich klären. Ich habe geträumt, kann mich aber des Traumes nicht mehr erinnern — das Bewußtsein, mit welchem die Traumvorstellungen gebildet wurden, war zu schwach. Nun komme ich in mein Studirzimmer, blättere in einem illustrirten Reisewerke und die Anschauung eines Bildes weckt die Erinnerung an meinen Traum — ich war auch auf Reisen, erlebte da eine ähnliche Scene: das Gleiche in den beiden Vorstellungen hat sich verbunden, das schwache Bewußtsein durch das stärkere größere Kraft gewonnen, so daß es nun der Erinnerung zugänglich ward. Ohne die empfangene Hülfe wäre die Traumvorstellung mir unbewußt geblieben, obwohl sie, wie jede Vorstellung, mit Bewußtsein gebildet und darum erinnerungsfähig war. So nennen wir manche Vorstellung unbewußt wegen ihres schwachen Bewußtseins, das sie hindert, wieder erinnert zu werden. Man sollte deßhalb zwischen „Unbewußtem" und „Bewußtlosem" unterscheiden. Der Stein am Wege und meine Schuhsohlen, die ihn berühren, sind alles Bewußtseins los und ledig.

Das Bewußtlose hat kein Gedächtniß; der in Bewußtlosigkeit gefallene Mensch hat schlechterdings keine Erinnerung an diesen seinen Zustand, während ihm vom Schlafe eine wenn auch sehr dunkele Erinnerung bleibt, so daß, wenn man ihn nach einer Stunde weckt, er recht wohl weiß, daß er nur kurze Zeit geschlafen hat.

Das ganze Reich des „Unbewußten" im Sinne Hartmann's hat kein „Gedächtniß", wie H. mit Recht hervorhebt. Daraus folgt aber, daß es überhaupt nicht denken, nichts vorstellen und nichts wollen kann, mit Einem Wort unvernünftig ist. Jede Vorstellung ist als solche auch erinnerbar, setzt ein denkendes (vorstellendes) Wesen voraus, das mit Bewußtsein diese Vorstellung bildete. Je niederer der Bewußtseinsgrad, desto schwächer ist auch die Erinnerung; aber ein Wesen, dem wir absolut jedes Gedächtniß absprechen müssen, das hat auch kein Vermögen, Vorstellungen zu bilden. Wo aber keine Vorstellungen gebildet werden, da kann auch kein Wille entstehen, denn die Vorstellungen bilden den Inhalt des Willens und ein Wille, der keinen Inhalt hat, ist ein Wille, der nichts will, mithin gar kein Wille.

Hartmann, nachdem er (obwohl er es nicht Wort haben will) den Begriff des Willens so erweitert hat, daß man den der bewußtlosen Kraft hineinschachteln kann, sucht dann diese blinde Kraft wieder zum Range eines vernünftigen selbstbewußten Willens zu erheben, indem er sie Ideen haben, Zwecke setzen und nach Zwecken höchst klug und weise handeln läßt. Indem er die Materie in unzählbare Atome auflöst und diese Atome wieder als Seelen faßt, mit Vorstellung und Wille begabt, aber ursprünglich leiblos, unkörperlich — da sie erst das räumliche Sein schaffen müssen — hat er statt Eines

vernünftigen schöpferischen Geistes Billionen und aber Billionen von Schöpfern gewonnen, die, obwohl an sich blind und bewußtlos, doch so gut zusammenarbeiten (weil sie unbewußt sich das Alles vorstellen, was sie machen wollen), daß nicht bloß zweckmäßige und schöne, sondern auch geistbegabte Organismen entstehen, die ihren dummen Schöpfern unendlich überlegen sind, da sie nicht bloß über dieselben philosophiren und dicke Bücher schreiben, sondern auch nachweisen können, daß die ganze Welt im Argen liegt, einen Riß hat, der sich nicht verheimlichen und ausbessern läßt, daß alles Streben des selbstbewußten Geistes nach Wahrheit, Schönheit und Harmonie auf Täuschung beruht, die Flucht aus dem Leben die größte Weisheit, die Nacht des Unbewußtseins die größte Wohlthat, die wahre Seligkeit ist. Von Seligkeit u. dgl. kann nun freilich bei dem „Unbewußten", das nichts fühlt und empfindet und dem bewußten Leben gegenüber gleich der Vernichtung ist, nicht die Rede sein, aber jedenfalls — so stimmt Hartmann der Behauptung seines Meisters Schopenhauer bei — ist das Sein dieser Welt schlimmer als ihr Nichtsein.

Hartmann führt ein Wort Plato's an. Dieser sagt in seiner Apologie:

„Ist nun der Tod ohne alle Empfindung und gleichsam wie ein Schlaf, in dem der Schlummernde keinen Traum sieht, so wäre er ja ein wunderbarer Gewinn. Denn ich meine, wenn Jemand eine solche Nacht, in der er so fest geschlafen, daß er keinen Traum gehabt, herausgriffe und die anderen Nächte und Tage seines Lebens neben diese Nacht stellte, und dann nach ernstlicher Ueberlegung sagen sollte, wie viele Tage und

Nächte er in seinem Leben besser und angenehmer zugebracht habe, als diese Nacht: daß nicht etwa bloß ein gewöhnlicher Mann, sondern der große König von Persien selbst diese leicht würde zählen können, den anderen Tagen und Nächten gegenüber."

Und H. bemerkt dazu: „Schöner und anschaulicher läßt sich der Vorzug, den im Durchschnitt das Nichtsein vor dem Sein verdient, kaum ausdrücken."

Ich frage: Ist denn das Wohlsein, das wir nach einem gesunden, festen, traumlosen Schlafe empfinden, nicht gerade durch unser Erwachen, unsere Rückkehr in's bewußte Leben bedingt? Ist denn nicht eben diese neue Kraft und Frische, die wir aus dem bewußtlosen Zustande gezogen, für unser bewußtes Streben und Wirken so werthvoll? Gewiß, wir vergessen im Schlaf auch unsere Sorgen und Mühen, er ist der Lethestrom, in welchem wir unsere Seele baden. Aber wenn diesem Unbewußtsein kein Bewußtsein gegenüberstände, dann wäre es ja gleich der Vernichtung und hätte durchaus keinen Werth. Eine traumlose Nacht, aus der wir nicht mehr erwachten, wäre der Tod und dieser würde jede Vergleichung zwischen dem Glück des Unbewußtseins und des Bewußtseins unmöglich machen. Es ist nur eine Täuschung, weil ein Widerspruch in sich selbst, vom „Glück" eines empfindungslosen Zustandes zu reden.

Und ebenso ist es eine Täuschung, von Willensacten des schlechthin Unbewußten zu reden.

Hartmann's Lehre vom Unbewußten gipfelt in dem Satze: „Die Aeußerung der Atomkräfte sind individuelle Willensacte, deren Inhalt in unbewußter Leistung des zu Leistenden besteht." Triumphirend über seinen Glaubenssatz (denn er ist nicht minder Dogma

wie der religiöse Glaube an einen Schöpfer) ruft er aus: „So ist die Materie in der That in Wille und Vorstellung aufgelöst. Damit ist der radicale Unterschied zwischen Geist und Materie aufgehoben, ihr Unterschied besteht nur noch in höherer und niederer Erscheinungsform desselben Wesens, des ewig Unbewußten. Die Identität von Geist und Materie hat hiermit aufgehört, ein unbegriffenes und unbewiesenes Postulat oder ein Product mystischer Conception zu sein."

Ja freilich, wenn man die Eier in's Nest hineinlegt, so kann man sie auch wieder herausnehmen. Schon die Lehre der Naturforscher von den Atomen als kleinster untheilbarer Körpertheilchen ist eine Fiction (denn was einen Raum einnimmt, hat auch ein Nebeneinander von Theilchen und kann mithin als theilbar gedacht werden); die naturwissenschaftliche Atomenlehre hat sich jedoch praktisch als werthvolle Hypothese erwiesen. Der Uebergang aber von diesen kleinsten den Raum erfüllenden Theilchen zur reinen, d. i. raumlosen Atomkraft ist ein ebenso großer Sprung als der von der Natur in den Geist, von der geschaffenen Welt zum Schöpfer, von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zur absoluten All-Einheit. Speculativ bequem ist allerdings der Atombegriff und sehr verführerisch, den gefährlichen Sprung zu wagen; er hat etwas Schillerndes, Mysteriöses, Doppelseitiges. Das Atom ist aller sinnlichen Anschauung entrückt, ein bloßes Gedankending, dem mathematischen Punkt vergleichbar, der bloß die Stelle im Raum bezeichnet, ohne selbst ausgedehnt zu sein. Aber dennoch ist das Atom irgendwo und irgendwann, während das „Unbewußte" des Naturphilosophen als metaphysischer Urgrund des Seins „weder hier noch dort, weder im Endlichen noch Unendlichen ist."

Das Unbewußte ist ein gar nicht zu Bestimmendes, ein Solches, von dem wir schlechterdings nichts wissen und erfahren können, auf welches wir nur vom Standpunkte des Bewußtseins zurück schließen. Es bleibt, auch wenn man es in Wille und Vorstellung auflöst, doch nur ein Attribut dieser psychischen Thätigkeiten und zwar ein negatives. Damit und dadurch, daß es zum bewußten psychischen Leben in Gegensatz tritt, daß es seinerseits alles bewußte Erkennen und Wollen negirt, wird es doch wahrlich nicht schöpferisch, positiv wirksam, für den Rang des Absoluten geschickt. Dieses „Unbewußte" des Metaphysikers ist vielmehr das absolut Leere, Wesenlose, das alle Unterschiede, alle Mannigfaltigkeit des Seins, alles Werden und Sichentwickeln ausschließt, also auch kein Einheitsprincip abgeben kann, da jede Einheit die Vielheit zusammenfaßt. Da das Unbewußte keine Unterschiede räumlicher Natur in sich hat und haben kann (wie H. selber hervorhebt), so kann es dieselben auch nicht in der Vorstellung setzen und durch den Willen verwirklichen. Wir kommen also aus diesem unbewußten Absoluten und absolut Unbewußten weder in die Natur noch in den Geist, mithin auch nicht zu ihrer Versöhnung und Einheit.

Es bleibt auch Herrn Hartmann für die praktische Ausführung seiner Philosophie des Unbewußten nichts anderes übrig, als den Begriff des „ewig Unbewußten" der Art zu erweitern, d. h. aufzuheben, daß die ganze christliche Idee eines allmächtigen, allwissenden und allweisen Schöpfers der Welt hineinziehen kann. „Wir können," heißt es S. 523, „nach alle dem nicht umhin, dem Unbewußten erstens absolutes Hellsehen (welches dem theologischen Begriff der Allwissenheit entspricht),

zweitens eine unfehlbare und zweifellos logische Verknüpfung der umfassenden Data und möglichst zweckmäßiges Handeln im möglichst angemessenen Moment (theologisch mit der Allwissenheit vereinigt in Allweisheit) und drittens ein unaufhörliches Eingreifen in jedem Moment und an jeder Stelle (theologisch Allgegenwart, man müßte hinzufügen allzeitliche Allgegenwart) zuzuschreiben." Und da Hartmann die Zweckmäßigkeit im Wirken der Naturkräfte mit ebenso scharfem wie unbefangenem Blick erkennt und freudig anerkennt, jeder niedere Zweck aber einen höheren und jeder höhere einen höchsten Endzweck zur Voraussetzung hat: so nimmt er keinen Anstand — trotz der vorhergegangenen Aeußerung, daß das Nichtsein dieser Welt ihrem Sein vorzuziehen sei, und dem nachfolgenden, daß die Weltschöpfung ihren ersten Ursprung einem unvernünftigen Acte verdanke — es auszusprechen, daß wir uns wohl mit Recht dem Vertrauen hingeben dürfen

„daß die Welt so weise und trefflich, als nur irgend möglich ist, eingerichtet und geleitet werde, daß wenn in dem allwissenden Unbewußten unter allen möglichen Vorstellungen die einer besseren Welt gelegen hätte, gewiß diese bessere statt der jetzt bestehenden zur Ausführung gekommen wäre, daß sich das irrthumsunfähige Unbewußte bei der Setzung dieser Welt weder über ihren Werth habe täuschen können, noch auch, daß bei der allzeitlichen Gegenwart des Unbewußten jemals eine Pause seines Wirkens möglich gewesen sein könne, wo durch eine solche Nachlässigkeit in der

Weltregierung die besser angelegte Welt sich von selbst habe verschlechtern können."

Man sieht: eines Gottes, d. h. eines schöpferischen, unabhängigen, allweisen, allmächtigen, ewigen Willens können die Philosophen ebensowenig entbehren als die Theologen, und selbst der Materialismus setzt seinen Götzen, den kraftbegabten Stoff auf den Thron des Absoluten und gibt diesem höchsten Wesen die göttlichen Prädicate der Ewigkeit, Unsterblichkeit, Allmacht 2c. Gerade so ein Götze ist auch das Hartmann'sche „Unbewußte", das, um über den dummen Willen Schopenhauer's hinauszukommen, mit einigen Kunstgriffen in den „Willen des Unbewußten" verwandelt, dann personificirt und mit göttlichen Prädicaten gefeiert wird. Ist aber für philosophische Erkenntniß und wirkliche Einsicht irgend etwas gewonnen, wenn alle Gesetzmäßigkeit, alles zweckmäßige Ineinandergreifen der Kräfte in der organischen, wie unorganischen Natur auf die Macht des Unbewußten zurückgeführt wird? Im Grunde bleibt dieses Unbewußte immer nur der von Außen schiebende Gott, der die Welt, die er vorfindet, mechanisch zu bewegen und zu formen sucht. Auf Seite 476 finden wir den Satz:

„Von der sogenannten organischen Materie unterscheidet sich die organisirte Materie dadurch, daß sie durch eine von Außen an sie herantretende Kraft, nämlich die directe Einwirkung des Willens des Unbewußten eine organische Form angenommen hat."

Man braucht nur einen einzigen solchen Satz, um den Hartmann'schen deus ex machina zu durchschauen.

Dieselbe Inconsequenz in den Vordersätzen und der aus ihnen gezogenen Folgerung zeigt Hartmann in der Anschauung und Auffassung des Menschenlebens. Alles ist eitel! Es ist eine Täuschung zu glauben, das Glück sei auf der jetzigen Entwickelungsstufe der Welt erreichbar. Gesundheit, Jugendkraft, Freiheit werden, so lange man sie hat, als Gutes gar nicht empfunden, Liebe bringt Leid und da sie re vera nur Geschlechtstrieb ist, sind alle ihre Ideale nur Illusionen. Die Eitelkeit der Ehre und des Ruhmes bedarf keines Beweises und selbst die wissenschaftlichen und Kunstgenüsse, welche uns dauernden Genuß vorspiegeln, schärfen nur unser Gefühl für die Leiden der Menschheit, wie sich denn bekanntlich alle Genies und vornehmen Geister am unglücklichsten fühlen. Der christliche Glaube an ein Jenseits, an Himmel und Hölle beruht nicht minder auf dem menschlichen Egoismus als die Hoffnung auf Glück und Seligkeit im Diesseits. Auch dieser Wahn muß vernichtet werden, damit das menschliche Individuum sich selbstlos, ganz und voll dem Weltproceß hingeben lerne, den Willen erlange, für das Wohl der gegenwärtigen wie der künftigen Menschheit zu arbeiten. Aber — auch diese Hoffnung auf das Mitwirken am Proceß des Ganzen, auf eine Arbeit für die kommenden Geschlechter ist Illusion, denn die Unsittlichkeit wird in der Welt nie verringert, nur die Form, in der sie erscheint, ändert sich. So bleibt für die Menschheit nur die Sehnsucht übrig nach absoluter Schmerzlosigkeit, d. h. nach Vernichtung.

Dieß ist das Resultat der theoretischen Philosophie von Schopenhauer-Hartmann. Wir erwarten, unser Philosoph werde nun als nothwendige Folge seiner

Prämissen uns den Rath geben, sobald als möglich eine gute Pistole zu nehmen und mit wohlgezieltem Schuß vor den Kopf oder auf das Herz diesem elenden Dasein ein Ende zu machen. Jedenfalls werde er selber uns mit gutem Beispiel vorangehen, um uns zu beweisen, daß seine Philosophie keine sophistische Spiegelfechterei, sondern bitterer Ernst sei. Doch die Leser mögen sich beruhigen. Zwischen Theorie und Praxis ist ein gewaltiger Unterschied und das theoretisch Unzulängliche und Bedenkliche kann praktisch wieder gut gemacht werden. Hat doch auch Arthur Schopenhauer den Willen zum Leben nicht verneint, hat er doch mit Behagen im Römischen Kaiser zu Frankfurt a. M. zu Mittag gespeist und sich der „schönen Aussicht" gefreuet, wenn er über das Elend und die Nichtswürdigkeit dieser Welt geschrieben hatte. So kommt denn auch Herr Hartmann zu folgendem praktischen Schluß:

Die Entwickelung der bewußten Intelligenz geht unaufhaltsam vorwärts und doch kann die Steigerung des Bewußtseins nicht Selbstzweck sein, da Intelligenz nicht glücklich macht. Sie dient aber einem Endzweck, denn das allwissende Zweck und Mittel in Eins setzende Unbewußte hat das Bewußtsein eben nur deßhalb geschaffen, um den Willen von der Unseligkeit seines Wollens zu erlösen, von der er selbst sich nicht erlösen kann. Sobald dieß geschieht, ist auch die Schmerzlosigkeit, mithin die größtmögliche Glückseligkeit erreicht. Das Wollen wird dann in sein Nichts zurückgeschleudert, womit der Proceß und die Welt aufhört.

Damit die Welt zusammenstürze und in ihr Nichts versinke, soll nun jeder Einzelne — nicht etwa sich eine Kugel vor den Kopf schießen, was jedenfalls der

viel nähere Weg wäre, sondern — die Intelligenz entwickeln, denn ist erst dieselbe so gesteigert, daß der größere Theil der Menschheit vom Geiste durchdrungen ist, dann wird auch jene Majorität den Beschluß fassen, das Wollen zu den überwundenen Standpunkten zu rechnen und es in sein Nichts zurückzuschleudern!

Das sieht ja aber, wird mancher Leser bemerken, der Schopenhauer'schen Verneinung des Willens zum Leben so ähnlich, wie ein Ei dem anderen? Keineswegs, belehrt uns Hartmann. Der Instinkt wird wieder in seine Rechte eingesetzt und die Bejahung des Willens zum Leben als das allein Richtige proclamirt. Denn (mit diesem sehr richtigen, aber die ganze vorhergegangene theoretische Auseinandersetzung über den Haufen werfenden Satze werden wir nun wieder völlig beruhigt): „nur in der vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen, nicht in feiger persönlicher Entsagung und Zurückziehung ist etwas für den Weltproceß zu leisten."

So dürfen denn auch die Theologen mit diesem Philosophen schließlich zufrieden sein und die Ethiker und praktischen Pädagogen brauchen auch nicht vor ihm zu erschrecken. Freilich ist es gar nicht abzusehen und eigentlich unvernünftig, für einen Weltproceß sich anzustrengen und etwas leisten zu wollen, der auf lauter Illusionen beruht. Doch die Theorie braucht ja nicht mit der Praxis zu stimmen und Ueberraschungen sind auch auf philosophischem Gebiete interessant. Wie sich sein „Unbewußtes" schließlich als das „Urbewußte" entpuppt, so kommen die Phantastereien und Sophismen seiner

Metaphysik doch endlich zu einem praktischen Ergebniß, das wir freilich schon ohne diese Lehre vom Unbewußten längst besaßen. Trotz dieser Metaphysik ist es jedoch Herrn v. Hartmann recht gut gelungen, das Bewußte im Unbewußten, den Geist in der Natur nachzuweisen. Ueberall, wo er auf der Basis der Naturwissenschaft operirt, ist er vortrefflich. In dem reichen physiologischen und psychologischen Material, über welches er mit weitschauendem Blick und in steter Schlagfertigkeit verfügt; in der geschickten Benutzung philosophischer, namentlich Schelling'scher Aperçus, in der Klarheit, mit welcher er die Probleme erfaßt und als solche zum Bewußtsein bringt; endlich in der echt populären Darstellung, mit welcher er seine Sache vorträgt: darin besteht der Werth seines höchst anregenden Werkes. Aber auch in negativer Hinsicht hat er der Philosophie einen Dienst geleistet; denn ohne es zu wollen, hat er gezeigt, daß das schlechthin Unbewußte als metaphysisches Princip ebenso unbrauchbar ist als der Schopenhauer'sche unvernünftige „Wille".

Können aber die Metaphysiker nicht umhin, für ihr Wissen das Glauben zu Hülfe zu nehmen; können die Naturphilosophen nicht umhin, weil sich die Zweckmäßigkeit in der Natur nicht wegdemonstriren läßt, das Walten eines vernünftigen Geistes im „blinden" Naturgesetz anzuerkennen; kann selbst der Materialismus nicht umhin, seine Abstraktion „Materie" wieder concret und — vernünftig zu machen, indem er sie personificirt und ihr göttliche Prädicate beilegt: so mag es auch wohl dem Erzieher und Lehrer der Jugend gestattet sein, wenn er auch in der Naturbetrachtung da, wo das blinde unbewußte Naturgesetz nicht mehr zur Erklärung von Er-

scheinungen und Thatsachen des natürlichen wie geistigen Lebens ausreicht, auf einen vernünftigen Schöpfergeist zurückgeht und die Schüler darauf hinweist, daß wir auch in der Naturbetrachtung mit dem Wissen allein nicht auskommen, sondern auch da der Glaube das Wissen ergänzen muß.

Allerdings ist es nur ein Anthropomorphismus, eine Beschränktheit unseres menschlichen Vorstellungsvermögens, wenn wir die höchste und erhabenste Idee, deren der menschliche Geist fähig ist, nämlich die des Urgrundes alles Seienden, uns nur unter der Erbscheinungsform des menschlichen Geistes faßlich zu machen vermögen als Persönlichkeit; allerdings ist es das religiöse, ästhetische, gemüthliche Bedürfniß unseres Wesens, das an einem persönlichen Gott festzuhalten sucht. Aber ist denn dieses Bedürfniß nicht ebenso berechtigt, wie das philosophische und kommt denn auch die Philosophie über bildliche, psychologisch-menschliche Vorstellungen, in welche sie den Begriff des Absoluten kleidet, irgend wie hinaus? Liegt denn nicht im christlichen Glauben an einen persönlichen Gott, der nicht bloß (im jüdischen Sinne) über der Welt steht und sie von Außen bewegt, sondern fähig ist, Mensch zu werden und in menschlicher Persönlichkeit sich zu offenbaren — so daß der Apostel getrosten Muthes den griechischen pantheistischen Philosophen und Dichtern beistimmend sagen konnte: wir sind seines Geschlechts! — das Wahre des Theismus und Pantheismus zugleich? Ist denn der Schopenhauer'sche schöpferische „Wille" etwas Anderes als eine in's Buddhistische hinüberspielende Abstraction vom alttestamentlichen, die Welt durch sein Wort (d. h. seinen Willen) erschaffenden Jehovah? Zwar nennt Schopenhauer die alttestamentliche

Vorstellung eines Schöpferwillens, welcher der Materie und des Geistes bedarf, um eine Welt zu schaffen, eine kindische. Aber wenn nicht noch kindischer, so doch noch unbegreiflicher und jedenfalls sehr „naiv" ist seine Lehre von einem Willen, der ohne ein wollendes Subject, ohne ein gewolltes Object, an sich unvernünftig, doch Vernunftwesen hervorbringt und vernünftig handelt! Denn jeder einzelne Willensact hat, wie Sch. zugibt, einen vernünftigen Zweck, das gesammte Wollen aber, dessen Ausdruck die Welt ist, hat nach seiner Ansicht keinen Zweck, es ist ebenso zwecklos wie grundlos.

Wäre aber die Welt von vornherein unvernünftig, so hätte sie auch gar keine Entwickelung, denn Unvernunft kann sich zu keiner Entwickelungsstufe emporarbeiten, die ihr gerades Gegentheil ist. Das hat Hartmann wohl erkannt und darum an die Stelle des Schopenhauer'schen Principes das „Unbewußte" gesetzt, den mit Vorstellungen begabten und wenn auch „unbewußt" nach Vorstellungen handelnden Willen, der sich selber seine Zwecke setzt. *Ein allwissendes und allweises, allmächtiges und ewiges* „Unbewußtes", das sich selber Zwecke setzt und die entsprechenden Mittel wählt, ist aber eo ipso *selbstbewußter Geist*, den wir in menschlicher Beschränktheit zwar und nach dem Bilde unseres Wesens, aber doch in der unserem Vorstellungsvermögen angemessensten Form unserem Geiste und Gemüthe zugleich nahe bringen, indem wir ihn als *persönlichen Gott* erkennen und verehren.

9.

Die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen.*)

Ich habe soeben zwei Abhandlungen gelesen, die auch für den Pädagogen ein großes Interesse haben und Fragen erörtern, über welche sich ein denkender Schulmann Rechenschaft geben muß. In Nummer 171 des Morgenblattes von 1850 und den folgenden Nummern ist von A. Clemens ein Aufsatz mitgetheilt unter der Ueberschrift: „Die Perfectibilität des Menschen", und der Inhalt desselben im Wesentlichen folgender.

Zwei Ansichten über die Cultur der Menschheit haben sich bisher schroff und feindlich gegenüber gestanden. Die erste findet im Gange der Weltgeschichte kein Fortschreiten, sondern einen Abfall, eine Entfernung von einem ursprünglich vollkommenen und glücklichen Leben, wo der Mensch, in innigster Harmonie mit der Natur lebend, einer unmittelbaren Offenbarung Gottes gewürdigt wurde. Die Mythen fast aller Völker weisen auf einen solchen Paradieseszustand, auf ein goldenes Zeitalter zurück, und auch die christliche Kirchenlehre läßt den Menschen durch die Sünde von seinem vollkommeneren Zustande abfallen. Anders die zweite Ansicht.

*) Pädagog. Monatsschrift, herausgeg. von Löw, 1851, VII.

Sie behauptet eine fortschreitende Bildung des Menschengeschlechtes, angeregt durch Noth, fortgesetzt unter ewigem Streit und Kampf mit der feindlichen Außenwelt. Die Kindheit der Völker kann dem ernsten Nachdenken nicht in jenem rosigen Lichte erscheinen und vor der Prüfung des Verstandes verschwindet der schöne Garten Eden in trübem Nebel. Wildheit und Hülflosigkeit war wohl das ursprüngliche Loos aller Menschenstämme und erst ein längeres Zusammenleben entwickelte unter Mithülfe der drängenden Noth Sprache, Gesetz und Sitte — Alles das, was den Menschen als Vernunftwesen ziert. Was aber dem Menschen von vornherein als freundliche Gottesgabe zu Theil wurde, ist der Trieb fortzuschreiten und das Vermögen, sich zu vervollkommnen. Und diese Gabe hat er nach Kräften benutzt, er hat seine leiblichen und geistigen Anlagen zu immer größerer Thätigkeit und Geschicklichkeit entwickelt, er hat durch Wissenschaft und Kunst, durch Philosophie und Religion sich weit über die Thierwelt emporgeschwungen zum Gefühl der sittlichen Freiheit. Die Cultur, weit entfernt, uns von dem goldenen Zeitalter abzubringen, ist es gerade, die uns demselben entgegenführt.

Es ist außer allem Zweifel, fährt Clemens fort, daß im Menschen die Anlage zur Vervollkommnung liegt. Allein wenn es eine Perfectibilität des Menschen als Individuum gibt, folgt daraus, daß es auch eine der Gattung geben müsse? Wenn der Mensch perfectibel ist, muß es auch das ganze Geschlecht sein? — Ist der beliebte Grundsatz so vieler neuern Schriftsteller, daß das Menschengeschlecht nach einem moralischen Weltplane beständig fortschreite, in geschichtlicher Erfahrung begründet? Spricht man von einer intensiven Vervoll-

kommnung des Menschen, von einem fortdauernden Wachsthum seiner Kenntnisse, von einer Vermehrung der Mittel zu einem glücklicheren geistigen wie körperlichen Zustande, so hat schon der gemeinste Menschenverstand nichts dagegen einzuwenden. Es ist unstreitbar, daß wir gegenwärtig eine unendlich größere Menge wissenschaftlicher Kenntnisse besitzen, als dies vor zwei- oder dreitausend Jahren der Fall war. Es ist gewiß, daß Physik, Chemie, Astronomie, Natur- und Arzneikunde, alle Arten der Industrie, kurz alle Erfahrungswissenschaften die erstaunlichsten Fortschritte gemacht haben. Versteht man aber unter Perfectibilität der Menschheit die des Geschlechts d. h. das extensive Wachsthum der Cultur, so läugnet die ganze Geschichte eine solche Perfectibilität der Gattung.

Harmonische Ausbildung des ganzen Menschen ist von der Natur nur Wenigen beschieden. Und wie unter den Massen nur Einzelne als die eigentlichen Träger der Civilisation gelten können, so wiederum unter den Völkern nur einzelne Völker. Selbst in der kaukasischen Race, die an der Spitze der Geschichte steht, erblicken wir im Fortschreiten der Geschichte eine ewige Ebbe und Fluth. Stete Erhaltung der größten Mannigfaltigkeit in der physischen wie in der moralischen Welt, das dürfte der wahre Grundzug des Weltplans sein, und gerade dieses Princip scheint unsere Alles nivellirende Zeit zu verkennen. Und mit dem Traume einer allgemeinen Perfectibilität der Menschen geht ein anderer, nicht minder lockender und trügerischer, Hand in Hand, der Wahn einer allgemeinen Verbrüderung aller Nationen, einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit aller Menschen, einer alle Stände durchgehenden Befähigung, Alles zu werden,

Alles zu erlangen. Weder Vorrecht der Geburt, noch des Reichthums, noch der geistigen Befähigung soll ferner gelten. Man beruft sich auf den Naturzustand und auf die angestammte Würde des Menschen. Verderbliches Blendwerk!

Welch segensreichen Einfluß könnten sich unsere Lehrer, Erzieher, Geistliche und Volksredner erwerben, wenn sie, statt eine unmögliche, allgemeine Perfectibilität und Emancipation zu predigen, das Volk innerhalb seiner Grenzen besser zu machen suchten! Jede Kunst, jedes Geschäft, mit Eifer und Beharrlichkeit getrieben, ist perfectibel. Keiner wird als Meister geboren. Aber „wer Großes will, muß sich zusammenraffen, und in der Beschränkung erst zeigt sich der Meister."

Die zweite Abhandlung steht mit der Ueberschrift: „Alte und neue Zeiten" im zweiten Theile von Oersteds „Geist in der Natur". „Es gibt viele Menschen," sagt der Verfasser, „welche sich einbilden, daß die Welt immer schlechter werde. Diese Klage ist nicht neu; man findet sie in uralten Büchern, die vor zwei-, dreitausend Jahren verfaßt wurden, manche Stellen, aus denen man ersieht, daß die alten Leute schon damals versicherten, die Menschen wären nicht mehr so stark und klug und rechtschaffen, wie in ihren jungen Tagen. Das Nämliche ist auch in allen folgenden Zeiten geschehen. Wenn nun die Welt unaufhörlich fortfuhr, sich so zu verschlechtern, welcher himmelweite Unterschied müßte da nicht sein zwischen den Menschen, welche vor zwanzig, dreißig und mehreren Jahrhunderten gelebt haben und uns, die wir nun leben! Müßten wir da nicht im Vergleich mit jenen sehr elend sein?

„Es ist in früheren Zeiten nicht wärmer gewesen, als jetzt. Man hat z. B. von Grönland erzählt, daß

es zur Zeit der Königin Margaretha vor mehr als vier hundert Jahren so fruchtbar gewesen sei, daß man von dort aus Nahrungsmittel nach Dänemark ausführen konnte. Diese Sage hat sich jetzt als unwahr erwiesen, da man in einem alten Buche, das vor fünf- bis sechshundert Jahren in Norwegen verfaßt wurde und „Königsspiegel" betitelt ist, das Eis von Grönland gerade so beschrieben findet, wie wir es jetzt erblicken. Das jüdische Land hatte zur Zeit Christi Weinbau und brachte auch Datteln hervor, also ist die mittlere Wärme sich durchaus gleich geblieben. Seit uralten Zeiten ist der Oelbaum nicht über die Nordgrenze der Sevennen in Frankreich hinausgegangen.

„Man erzählt eben so, daß die Menschen in früheren Zeiten viel größer waren als jetzt: aber auch dieses beruht auf Einbildung und Fehlschlüssen. Die Betrachtung der ägyptischen Mumien zeigt uns keinen Unterschied der Größe der Menschen vor dreitausend Jahren und der jetzigen. Die schweren Ritterrüstungen des Mittelalters wurden auch von den Rittern, die sie trugen, lästig gefunden, aber durch Uebung erlangten jene Männer große Stärke, und das würde auch bei unsern Kriegsmännern der Fall sein, wenn sie bloß auf das Turnieren sich legen wollten. — Auch die Dauer der Lebenszeit hat nicht abgenommen, und schon im neunzigsten Psalm steht geschrieben: „Unser Leben dauert siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt achtzig." Es ist sogar die Zahl derer, welche ein hohes Alter erreichen, gestiegen, denn die Menschen haben sich nach und nach an mehr Reinlichkeit gewöhnt, die polizeilichen Veranstaltungen sind sorgfältiger für ein gesundes Zusammenwohnen vieler Menschen, man lebt heut zu Tage mäßiger in Speise und Trank, wenn auch Viele das Gegentheil annehmen, und

endlich ist die Arzneikunde in vernünftiger Praxis sehr vorangeschritten.

„In moralischer Beziehung ist das Menschengeschlecht nicht zurück, sondern vorwärts gegangen. Die Tapferkeit war die Haupttugend unserer Vorväter. Weil man nicht so weit in der Aufklärung war, wurden die Menschen leicht zum Streit entzündet und von Raubgier verlockt, und da sich dazumal die Länder guter Regierungen und guter Einrichtungen selten erfreuten, lebte man in beständigen Kriegen. Jeder kleine Herr konnte mit seinem Nachbar Krieg führen und mehrere vereinigte kleine Herren mit ihrem Könige. Sie erkannten daher keine andere Tugend an, als die Tapferkeit, nach der sie beständig strebten. In unsern Tagen sind die Leidenschaften der Menschen mehr durch Vernunft gezügelt und vor allem ist der Friede durch Gesetze und Einrichtungen besser geschützt. An großen Kriegsthaten fehlt es übrigens auch unserer Zeit nicht.

„In der Ehrlichkeit waren die Alten keineswegs so fest, als manche Schriften uns glauben machen wollen, welche die Vorzeit blind loben. Wenn wir näher in die sittlichen Verhältnisse der Vergangenheit blicken, so finden wir, daß Verträge gebrochen wurden, der Meineid nicht selten war und Nahestehende sich mit einem Mißtrauen behandelten, das man jetzt sehr übertrieben finden würde. Welches Unheil hat der Aberglaube in früherer Zeit angerichtet, welche Zauberei und Betrügerei hat man getrieben. Die Aufklärung trägt mächtig dazu bei, die Rachsucht, die Grausamkeit und den Hochmuth der Menschen zu dämpfen. Das Christenthum verurtheilt diese Laster auf das Entschiedenste und ermahnt uns mit aller seiner Kraft zur Liebe. Man müßte geistig blind sein, wenn man beim Lesen der Weltereignisse nicht die

große Wirkung sehen wollte, die es auf die zahlreichen Völkerschaften geübt hat, welche in die christliche Kirche aufgenommen wurden. Es zeigt sich auch überall, daß die Aufklärung dem Christenthume zur Seite gegangen ist und in dem Maße, als die Christen aufgeklärt wurden, fanden sie sich auch veranlaßt, das Gebot der Liebe und der Demuth zu erfüllen. Je aufgeklärter die Vornehmen geworden sind, desto weniger Ergötzlichkeit haben sie darin gefunden, daß ihre Mitmenschen sich vor ihnen in den Staub werfen sollten; und je aufgeklärter die Untergebenen wurden, desto mehr haben ihre Oberen gefunden, daß sie eine bessere Behandlung sowohl fordern konnten als auch verdienten. — Uebrigens möge man nicht glauben, daß in früheren Zeiten nicht auch viel edle und fromme Menschen gelebt haben und nicht auch viel Gutes geschehen sei; man möge auch unser Zeitalter keineswegs als ein vollkommenes betrachten — es sollte nur darauf hingewiesen werden, daß die Welt im Ganzen genommen zum Bessern fortschreite."

So der Naturforscher. Ich lasse in aller Bescheidenheit meine Ansicht der Sache folgen.

Daß der Mensch als Individuum perfectibel, daß er als geistiges Wesen einer unendlichen Vervollkommnung fähig sei, daß er mit seinem vernünftigen Geiste nicht bloß die Fähigkeit, sondern auch den Trieb empfangen habe, in seiner Entwickelung fortzuschreiten und dem göttlichen Wesen, dessen Abglanz er ist, sich immer mehr zu nähern — darüber sind wir wohl Alle einig. An alle Menschen ohne Ausnahme ergeht das Wort des Erlösers: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Sind aber die Individuen der Gattung vervollkommnungsfähig, so ist es auch die Gattung.

Mit der Anerkennung dieses Satzes besteht jedoch

die Einschränkung desselben, daß, wie für jedes Einzelwesen der Fortschritt und die Entwickelung zur Vollkommenheit bedingt ist, bedingt durch das leibliche Organ, bedingt durch Land und Klima, bedingt durch die Race und die besondern Zeitumstände, durch tausend Zufälligkeiten, die das Menschenleben so und nicht anders gestalten, es eben so auch mit der Menschheit als Gattung der Fall ist.

Die Menschheit ist nicht bloß einer Vervollkommnung fähig, da sie aus einzelnen Menschen besteht, die alle den Funken des göttlichen Geistes in sich tragen, sondern ihr eigentliches wahres Leben besteht in einer fortdauernden Entwickelung der ihr inwohnenden Kräfte, und diese Entwickelung ist ein unendlicher Proceß. Aber innerhalb der Schranken der Menschheit, welche der Einzelne so wenig als die Gattung zu überspringen vermag. Wie jede Thiergattung und jedes Pflanzengeschlecht seine festen, ihm angewiesenen Grenzen hat, innerhalb deren es sich bewegt, wie der Sperling nie ein Adler und die Tanne nie eine Palme wird, so wird auch der Mensch nie ein Engel, die Gattung Mensch behält immer die wesentlichen unveränderlichen Merkmale des Menschenthums. Was jedoch das Menschengeschlecht wesentlich von jedem andern organischen Wesen unterscheidet, ist, daß es seinen Gattungscharakter immer vollkommner verwirklicht und offenbart. Die Sperlinge, wie sie heute sind, gleichen denen zu Noäh Zeiten aufs Haar; das Menschengeschlecht von heute aber ist ein anderes als jenes vor tausend Jahren und dieses war wieder ein anderes als das vor zweitausend Jahren. Im Wesen, im Grundcharakter sind sich die Menschen gleich geblieben, aber eben dieses Wesen ist im Laufe der Zeiten auf mannig-

fachere und reichere Weise zur Offenbarung gelangt. In dem Kreise, welcher der Menschheit gezogen ist, bewegt sich diese nicht mechanisch, wie das Thier, sondern frei mit der Fähigkeit, diesen Kreis mehr und mehr zu erfüllen. Nennen wir alles das, was den Menschen zum Menschen macht — die Vernunft, die sittliche Freiheit, die Achtung der Menschenrechte in allen Menschen, das Gefühl der Einheit und Gleichheit des Menschengeschlechtes vor Gott — mit einem Worte die Humanität: so müssen wir sagen, daß die Humanität auf Erden sich immer weiter ausbreitet, daß sie unter den Völkern extensiv immer mehr zunimmt; diese extensive Erweiterung der Menschheit ist aber zugleich eine intensive Bereicherung und Vervollkommnung der menschlichen Gattung, denn der Begriff derselben erhält immer mehr Prädicate.

Wie die Erde selber allmählig aus einem chaotischen Zustande ungeschiedener Stoffe und Kräfte sich zu organischer Gliederung herausgearbeitet hat; so ist auch die Menschheit aus dem Chaos des unbewußten und unentwickelten geistigen Lebens, aus Zuständen, in welchen der Instinct die Aufgaben der Vernunft zu lösen hatte, zu selbstbewußter Gestaltung des sittlichen Lebens übergegangen, zu einem organisch gegliederten Ganzen, dessen Theile die größte Mannigfaltigkeit in der Entwickelung von thierischer Rohheit bis zur verfeinerten und überfeinerten Bildung darstellen.

Die großartige Fortbewegung in der Geschichte der Menschheit ist so angelegt, daß sie in Gegensätzen fortschreitet, von denen immer einer den andern aufhebt. Aber dieses Aufheben ist kein bloßes Negiren, sondern zugleich ein Erhalten und Emporheben zu größerer Fülle. Der orientalische Despotismus des großen Perserreiches

brachte die europäische Völkerfreiheit im kleinen Griechenland zur Reife. Wiederum mußte die feine ästhetische Bildung der Athenienser, weil sie in sinnliche Schlaffheit ausartete, der rohern, spartanischen Kraft unterliegen, und beide, Athen und Sparta sammt dem übrigen Griechenland, wurden zuletzt wieder der mächtigen Roma zur Beute. Als hier die römische Männlichkeit in weibliche Genußsucht ausgeartet, an die Stelle der Freiheit die Knechtschaft getreten war, und ein nur auf das Irdische gerichteter Sinn das Göttliche und Ewige im Menschen zu zerstören drohte: brach der Koloß unter den Tritten der rauhen Barbaren zusammen, die aber in ihrer frischen Gesundheit des Leibes und des Geistes der geeignete Boden wurden für das Christenthum, das nun mit mächtiger Triebkraft die Menschheit durchdrang. Das Mittelalter im Vergleiche zur Neuzeit war roh und abergläubisch, aber in ihm war doch schon Alles das im Keimen begriffen, was jetzt als herrlich aufgeschossener Baum uns so erfreut und stolz macht, und fort und fort erwärmen und erquicken wir uns wieder an jener Innigkeit des Gefühls, die jene Zeit vor der unsrigen voraus hatte. Doch nicht bloß das Mittelalter, die ganze alte Zeit, Römer- und Griechenthum und der Geist des Orients sind in unserer abendländischen Bildung auf-gehoben im vollsten Sinne des Wortes. Wir sind nicht bloß in der Wissenschaft vorwärts gekommen, nicht bloß in der Bewältigung der Naturkräfte, in Handel und Industrie, sondern die Menschheit hat Fortschritte gemacht, die Humanität hat den Sieg über die thierische Rohheit davon getragen, unsere Gesetze, unsere Regierungen, selbst unsere Kriege sind menschlicher geworden,*)

---

*) Aber die Zündnadelgewehre und Chassepots, die Mitrailleusen und die Turkos, die auf den Feldarzt schießen, der sie ver-

ja auch unsere Frömmigkeit ist humaner geworden, weil sie immer praktischer auf das Leben der Menschheit wirkt, immer mehr als sittlich wirksam sich erweist.

Der Gegensatz von Sklaven und Freien, den das Alterthum nicht zu überwinden vermochte, von Gemeinen und Adeligen, an dem das Mittelalter krankte, wird von unserer Zeit immer mehr überwunden und ausgeglichen. Jetzt kann der Reiche nicht mehr mit dem Fleische seines Dieners den Fischteich versorgen, und der Adelige nicht mehr durch Rauben und Morden seinen Adel beweisen, nur in sittlicher That gilt der Adel und an der Arbeit des Jahrhunderts muß jeder Theil nehmen, der nicht

bindet?? Und wurden nicht unsere deutschen Krieger zu Gewaltakten der Rache gereizt?? Gewiß der Krieg ist eine Geißel für die Menschheit, weil er wilde Leidenschaften entfesselt. — Und dennoch sage ich: Mögen die Kriege der Neuzeit blutiger sein, in kurzer Zeit mehr Menschen hinraffen, sie sind dennoch humaner, weil sie kürzer sind und weil die helfende, das Uebel lindernde, den Schaden heilende Liebe sich immer herrlicher entfaltet. Ein dreißigjähriger Krieg, der ein ganzes Land zur Wüste machte, ist heutzutage nicht mehr möglich. Ich schreibe diese Worte, während unsere deutschen Heere die blutigen Kämpfe bei Metz mit unübertrefflicher Tapferkeit siegreich bestanden haben und sich anschicken, auf Paris zu ziehen. Wohl hat dieser Krieg die ganze gallische Hinterlist und Gleißnerei, die ganze Verblendung und Lügenhaftigkeit, ja noch mehr die innere Rohheit und Corruption des Franzosenvolks, das von einem ebenso verschmitzten als selbstsüchtigen Tyrannen sich knechten ließ und nun seine Schmach an uns Deutschen auslöschen wollte, aufgedeckt. Aber das ist ein Segen für die europäische Menschheit. Das deutsche Volk, das die Civilisation in Wahrheit fördert, weil es nicht bloß klugen Verstand, sondern ein warmes Herz hat, ist mit einer Aufopferung und treuen Hingabe an das Vaterland, die ohne Beispiel in der Geschichte ist, im Vertrauen auf Gott und sein gutes Recht in den Kampf gezogen und es hat ihn siegreich bestanden. Die Opfer, die es gekostet, sind nicht vergeblich auf dem Altare des Vaterlandes dargebracht worden: sie werden schon der lebenden Generation, noch mehr aber den kommenden Geschlechtern zu Gute kommen. (Anm. 1870.)

versumpfen oder untergehen will. Man weist uns hin auf den Fluch der Maschinen; aber sind nicht eben diese Maschinen ein Mittel, den Menschen von dem Fluche, bloß Maschine zu sein, loszumachen und von Seiten seiner Intelligenz ihn in Thätigkeit zu versetzen? Das Proletariat ist allerdings zu einem furchtbaren Selbstbewußtsein gelangt, aber es wird damit eben die sociale Frage beschleunigt, der wir nicht ausweichen können. Unsere Fabriken werden über kurz oder lang zugleich Pflanzstätten der geistigen Bildung der Arbeiterclasse werden müssen; der scharfe Gegensatz von höchstem Reichthume und höchster Armuth wird sich mildern*). Das

---

*) In Böhmen und dem Erzherzogthum Oesterreich haben 1850 mehrere Fabrikherren angefangen, Fabrikschulen zu errichten und die leibliche und geistige Wohlfahrt ihrer Arbeiter in kräftige Obhut zu nehmen. Der österreichische Schulbote (1851, 2) berichtet von der Fabrik zu Pottendorf. Dort ist eine sehr bedeutende Baumwoll- und Flachsspinnerei, die wohl an 2000 Arbeiter beschäftigt, auf welche circa 200 Wochen- und Sonntagsschüler kommen. Für die Wochenschüler bestand bisher eine sogenannte Nothschule, welche die Kinder unter der Mittagszeit besuchten, um da auf eine Stunde Unterricht zu bekommen. Was der einstündige Unterricht bei ermüdeten, theils mit Schlaf, theils mit Hunger kämpfenden Kindern, die dazu noch mit ihren Vorkenntnissen ganz verschieden waren, bewirken konnte, läßt sich denken. Dabei wurde ihnen noch die Zeit zum Mittagsessen um eine halbe Stunde verkürzt, so daß sie schlimmer daran waren, als die Erwachsenen. Die Fabrikherren, denen man den Uebelstand vorstellte, hatten Mitleid mit den Armen, die Hauptschwierigkeit war jedoch die, daß die Kinder nicht auf einmal den Arbeitssaal verlassen konnten, ohne die Arbeit zu stören. Darum bedurfte es eines eigenen Lehrers, der über die ganze Tageszeit verfügen konnte; es wurde alsbald einer angestellt mit 500 fl. Conv.-M. Besoldung. Dazu wurde noch eine Strick- und Nähschule errichtet, und jetzt besteht die ganze Lehranstalt aus der Wochenschule, der Sonn- und Feiertagsschule, der Strick- und Nähschule und der Kleinkinderbewahranstalt.

Recht der Menschheit wird mehr und mehr auch in den Gemeinsten und Niedrigsten geehrt, es wird auch den Aermsten immer leichter gemacht, sich menschlich zu bilden. Wenn uns das Elend dieser Zeit so übermenschlich groß erscheint, so vergesse man nicht, daß durch die schnelle Mittheilung jeder einzelne Fall alsbald zur allgemeinen

---

Die schulpflichtigen Kinder besuchen die Wochenschule in drei Abtheilungen, nach den Fähigkeiten der Schüler gebildet und durch alle drei Abtheilungen wird der Religionsunterricht ertheilt. An allen Sonntagen Vormittags werden die Sonntagsschüler im Zeichnen und Rechnen geübt und dann auch in der Elementar-Mathematik und praktischen Maschinenlehre unterrichtet, um so den Begabten und Fleißigen Gelegenheit zu verschaffen, sich für die Zukunft auch zu den bessern Stellen in der Fabrik zu befähigen, die bisher nur immer von Fremden eingenommen wurden. Die übrigen Sonntagsschüler, Mädchen und Knaben, die weiter zurück sind, werden Nachmittags in den üblichen Gegenständen der Volksschule unterrichtet. Außerdem werden die Mädchen der Sonntagsschule schon Sonntags von 3—6 Uhr im Nähen und Stricken unterwiesen. Die jungen Leute, welche Stimme haben und Lust zeigen, erhalten an Sonn- und Feiertagen Unterricht im Gesange und dieser Unterricht wird sehr eifrig besucht. Für die verschiedenen Abtheilungen sind drei Locale hergerichtet, und außerdem ist für die kleinsten Kinder noch ein Saal eingeräumt, worin sie während der Arbeitsstunden der Eltern beaufsichtigt werden. Für die Mädchen liegt das Garn zum Stricken und die Leinwand zum Nähen immer schon bereit, und was sie anfertigen, kommt den Fabrikarbeitern zu Gute, die zum Einkaufspreise des Rohstoffs ihre Strümpfe und Hemden kaufen können.

Das ist praktisches Christenthum und dazu werden wir uns nolens volens bekehren müssen. Wie wenige aber begreifen noch zur Stunde die Zeit! —

Ich habe diese vor zwanzig Jahren gemachte Bemerkung unverändert wieder gegeben. Das Jahr 1870 braucht sich ihrer nicht zu schämen. Es ist seitdem in Deutschland und Oesterreich nicht nur viel, sondern sehr viel für Volksbildung geschehen.

Kenntniß gelangt, daß über die Schäden der Gegenwart weit mehr gesprochen und geschrieben wird, weil sie mehr zum allgemeinen Bewußtsein kommen und mehr an ihre Heilung gedacht wird.

Es ist eine Grundlehre des Christenthums, daß alle Menschen Kinder Gottes sind und zur Kindschaft mit Gott gelangen sollen, daß zu allen Menschen das Reich Gottes, d. h. das Reich der Wahrheit und des Rechts, der Vernunft und Freiheit, kommen soll. In diesem Glaubenssatze liegt nicht allein eine unendliche Triebkraft, christliche Bildung über die ganze Erde, in allen Racen, Nationen und Stämmen zu verbreiten, es liegt darin auch eine nie versiegende Quelle des Trostes, wenn die Verwirklichung des idealen Strebens so oft und vielfach mißlingt, zur Caricatur und zum Gegentheil der Bildung führt. Mag für ganze Zeiträume die kirchliche Fortbildung des christlichen Geistes erlahmen, der ideale Lebenstrieb desselben steif und starr werden, mag die sociale Gestaltung desselben auf schlimme Abwege gerathen, die in die alte Rohheit zurückzuführen scheinen: der Geist selber wird nicht alt und starr, er sucht sich neue Bahnen, schafft sich neue Organe, durch welche er wirkt, er ruft wie ein belebender Frühlingshauch aus dem Frost und Schnee des Winters neue Blüthen und frisches Grün hervor. Hat sich doch gerade in den Zeiten allgemeinen Elendes die göttliche Kraft des Christenthums am herrlichsten offenbart! Das Wesen, der unzerstörbare und unwandelbare Kern der Christianität ist die Humanität. Dieser Kern wird sich aus allen Umhüllungen immer entschiedener an's Licht stellen und seine Keimkraft bewähren. Das Gleichniß vom Senfkörnlein, das zu einer baumgleichen Staude emporwächst, in welcher die Vögel nisten und Schatten finden, wird durch

die Culturgeschichte des Menschengeschlechtes bestätigt. Und wie nach einer andern evangelischen Parabel das Christenthum der Sauerteig ist, so ist auch die weiße Race das geistig Treibende in dem leiblich Beharrenden des Menschengeschlechtes, und so lange es noch ein Europa gibt, wird auch das Evangelium gepredigt werden, wird der europäische bildungslustige und bildungsfähige Geist den Erdball beleben und alle übrigen Racen, soweit es ihre Naturbedingtheit zuläßt, in diese Bewegung mit hineinziehen. Das Christenthum ist die geistige Lebensatmosphäre geworden für die europäische Menschheit und dieses kann sie nicht mehr entbehren, ohne zu ersticken. Gerade das, was Vielen so unchristlich in der Gegenwart erscheint, die Blüthe der Naturwissenschaften und ihre Anwendung auf das Leben, die außerordentliche Thätigkeit für Industrie und Gewerbe, kurz — die sogenannte materielle Richtung der Zeit, sie ist im Grunde ein christliches Entwickelungsmoment, einer der wirksamsten und bedeutsamsten Acte in dem Processe, woran die christliche Menschheit unausgesetzt arbeitet, und der da heißt: Versöhnung von Natur und Geist, vollkommenes Durchdrungensein des Natürlichen und Geistigen. Man beschneide scharf die Auswüchse, die unsere großartige Zeit mit sich führt und sie dem wahren, christlichen Leben entfremden; aber man fürchte oder wähne nicht, daß wir im Materialismus stecken bleiben oder untergehen werden. Und ebenso werfe man die herrlichen kostbaren Worte: „Freiheit und Gleichheit", weil so viel Mißbrauch damit getrieben wird, nicht selber über Bord! Es ist eben die christliche Lehre, daß wir vor Gott alle gleich, daß alle Menschen Brüder sind, die auch in der Gegenwart mächtig treibt, welche die Association und innere Mission hervorgerufen hat, es ist eben diese Lehre der Entwickelungs-

knoten geworden für unsere bürgerliche und sociale Freiheit. Noch ruhen unsere Staaten in letzter Instanz auf den Bajonetten, aber auf die Dauer wird die bloß physische Gewalt immer schwieriger und die sittlichen Mächte des Lebens werden an ihre Stelle treten müssen; vom Staate der Gewalt gehen wir über zum Staate des Rechts, und dieser Fortschritt ist ein durchaus christlicher, der in sich auch ein neues, kräftigeres, religiöses Leben birgt. Mit dem Hohenpriester, der für die Menschheit in den Tod ging, sind wir alle ein hohenpriesterliches Geschlecht geworden und Zeugen der Wahrheit; das Privilegium einer Kaste, die für sich allein das Recht zu denken in Anspruch nahm, ist gebrochen, und das Licht der Vernunft scheint auch in die Hütte des Aermsten. Darum, wer am Christenthum fest hält, wer an Gott in der Geschichte glaubt, muß auch an einen Fortschritt der Menschheit zum Bessern glauben, denn unser Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Todten. Das Leben der Menschheit ist kein ewiges Fluthen und Ebben, kein Stein des Sisyphus, der auf die Anhöhe geschoben immer wieder zurückrollt, sondern es ist ein Proceß, ein lebendiges Wachsen, eine organische Entwickelung, und jeder einzelne Mensch, wenn er selbstthätig strebend in sich die Menschheit zum Bewußtsein bringt, ist ein lebendiges Glied, ein Organ dieses Ganzen, dem die sittliche Arbeit des Einzelnen zu Gute kommt. *Jeder strebende Mensch arbeitet am Fortschritte der Menschheit*, und der Lehrer möge sich recht oft mit dem Gedanken und Gefühle durchdringen, daß Alles, was er in Liebe und Treue in seinen Schülern auferbauet, nicht bloß der Gemeinde, nicht bloß dem Vaterlande, sondern der Menschheit zu Gute kommt.

Nun aber ist wohl zu merken: Nicht die Stärke

der sittlichen Kraft wächst im Laufe der Zeiten bei dem einzelnen Menschen — ein Christ des neunzehnten Jahrhunderts darf sich nicht rühmen, das Christenthum intensiver zu besitzen, als ein Christ des ersten oder zweiten Jahrhunderts — die sittlichen, die religiösen, ja nicht einmal die intellectuellen Kräfte und Anlagen vererben sich nicht wie ein Capital von Geschlecht zu Geschlecht, so daß wie in der Wissenschaft so auch in der Sittlichkeit der Sohn auf die Schultern des Vaters steigen könnte. Es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; jeder Mensch muß in sich den Kampf zwischen Gut und Böse durchkämpfen, und das Menschengeschlecht wird immerdar von Sünde heimgesucht werden; wenn das Licht auf der einen Seite stark ist, wird es auf der andern Seite auch der Schatten sein. Mit dem Reichthume und Luxus geht die Armuth und das Elend Hand in Hand, mit Verstandesschärfe verbindet sich die Gemüthsleere, mit der Industrieblüthe die Geldsucht und Ueppigkeit; die Rohheit hat ihre Laster, die verfeinerte Bildung aber auch. Also zu keiner Zeit darf ein Einzelner oder ein Volk sich rühmen, sittlich vollendeter zu sein; wohl aber können sich die spätern Zeitalter rühmen, daß die Humanität sich in den Einzelnen wie im Ganzen reicher entfalte. Schon darum, weil die Erkenntniß mehr wächst, muß die reine Menschlichkeit — unter sonst gleichen Bedingungen — in größerer Fülle sich zeigen. Vergleichen wir einen Soldaten unserer Zeit mit einem Söldling des Mittelalters, einen Adeligen der Gegenwart mit einem Raubritter, oder auch einen König der Gegenwart mit einem des Alterthums, einen Handwerker der Neuzeit mit seinen Standesgenossen der Vergangenheit; vergleichen wir die Culturvölker der Gegen-

wart mit denen des Alterthums: überall müssen wir bekennen, das Menschenleben ist reicher geworden, die Humanität hat sich verhältnißmäßig weiter ausgebreitet. Und blicken wir auf die Geschichte, so müssen wir sagen, es ist ein ununterbrochenes Wachsen und Fortbewegen, und was durch alle Zeiten wie ein rother Faden sich hindurchzieht, das ist die Idee der Humanität.

In dieser Fortbewegung sind die Individuen wie die Völker nur Momente, die sich gegenseitig ergänzen und aufheben, die erscheinen und verschwinden, wenn sie ihre Bestimmung erfüllt haben, die Blüthen und Blätter fallen ab, aber der Baum der Menschheit grünet und blühet fort, treibt immer größere Zweige und gibt immer reichern Schatten. Manche taube Blüthen erscheinen an diesem Baume, wie die Australneger und die amerikanischen Rothhäute, die für die Cultur gänzlich verloren sind, aber deshalb ist die Wurzel des Baumes nicht minder treibkräftig und sein Wachsen nicht unterbrochen. Selbst in den Zeiten allgemeiner Auflösung und Calamität ist der Stillstand im Culturleben doch nur ein Ruck, welcher die Federkraft des innerlich fortwirkenden Triebes bald um so energischer sich offenbaren läßt. Vor Gott sind tausend Jahre wie eine Nachtwache man muß darum auch die ganze Entwickelungsreihe nicht von der kurzen Spanne seines Jahrhunderts aus beurtheilen wollen. Als zu den Zeiten der Völkerwanderung und der Zertrümmerung des großen römischen Reiches alles „drunter und drüber" ging, mochte es auch den Weisesten und Hellsehendsten jener Zeit schwer sein, in dieser Krisis den Anfang einer neuern, schönern und bessern Bildung zu sehen. Wir leben seit mehr als einem halben Jahrhundert in einer, wenn auch auf Jahre unterbrochenen, doch innerlich unaufhaltsam gährenden Revolution. In

diesem Gährungsprocesse schäumt und sprudelt es, da kommen allerlei Unreinigkeiten auf die Oberfläche, ja die ganze Flüssigkeit erscheint trübe; aber die Substanz ist darum nicht verdorben und faul, das Gähren zeugt nur von dem innern Leben und offenbaret uns, daß es zur Läuterung und Veredlung kommen werde.

Von diesem Standpunkte aus muß auch die Unterrichtsfrage beantwortet werden. Die Wahrheit wird uns frei machen und der Vollkommenheit näher bringen. Nicht das Wissen, nicht Verstandesschärfe und Klugheit, aber auch nicht die Glaubensformel und das theologische Dogma als solches, sondern diejenige Erkenntniß, welche den Willen gut und fest macht und tief das Gemüth durchdringt: das ist die Wahrheit, welche zur Freiheit führt. Es ist Thatsache, daß wir trotz allen Triumphen, die wir in Kunst und Wissenschaft errungen, von der Wahrheit gerade dadurch vielfach abgekommen sind, daß wir in unserm Wissen und Können uns selbst vergöttert, in unsern Glaubensformeln unsern Egoismus zum Götzen gemacht haben. Aber daran ist die Erkenntniß als solche nicht schuld, sondern ihre einseitige Pflege und unsere Selbstsucht; der Drang nach Erweiterung des Wissens beruht tief im Wesen des Menschen, ist sein heiligstes Recht und seine heiligste Pflicht; denn ein Mensch, welcher nicht denkt, steigt zum Thiere herab. Das wahre, nicht zu hierarchischen Zwecken gemißbrauchte und verunstaltete, in starren Formen versteinerte Christenthum verlangt Bildung im umfassendsten Sinne und eine lebendige Kirche läßt sich nicht denken ohne eine lebendige Schule. Wie tief das Christenthum sank, als der menschliche Geist unter den Ketten des Aberglaubens und der Verdummung schmachtete, zeigen uns jene Zeiten, wo man die Verkündiger

der Wahrheit zum Tode verdammte, wo die Inquisition Tausende von Unschuldigen mordete, und das Christenthum zu einer Religion des Hasses, der Heuchelei und des Blödsinns geworden war. Die Wahrheit kann nicht zu uns kommen, wenn wir dem denkenden Menschen die Thore verschließen; das Evangelium muß gelehrt und gepredigt werden und wendet sich vorerst an den denkenden Menschen, um den fühlenden und wollenden zu gewinnen. Also keine Erkenntnißentwickelung ohne das Christenthum, aber auch kein Christenthum ohne das Denken und den lebendigsten Trieb der Forschung! Der gewaltige Fortschritt des Wissens hat die Vorurtheile gebrochen, hat mit seiner Kritik selbst das Heiligste nicht verschont, und was seinem Wesen und Werthe nach keine innere Berechtigung hat, kann sich auch nicht mehr halten. Aber derselbe Fortschritt der Erkenntniß bringt uns jetzt immer mehr zum Bewußtsein, daß unser Wissen, wenn wir es loslösen vom Mittelpunkte alles Lebens und aller Wahrheit, nämlich von Gott, selber haltungslos wird und zusammenbricht, wenn wir vermeinen, eine sittliche Stütze an ihm zu haben. Wir müssen wieder den Schwerpunkt im Gemüthe finden, der in unserer Zeit wankend geworden ist, ein lebendiger Glaube und ein lebendiges Gottesgefühl muß wieder in unsere Herzen kommen, aber diesen christlichen Fortschritt wollen und können wir nicht machen durch einen Rückschritt auf der andern Seite, durch ein Zurückschrauben der Erkenntnißentwickelung zur Finsterniß vergangener Zeiten, zu theologischen und kirchlichen Standpunkten, welche die fortschreitende Wissenschaft unserer Zeit gerichtet hat. Wir wollen nicht ablassen von der frohen Zuversicht, daß ein gründlicher, erziehender Unterricht, der bis in die untersten Volksschichten dringt, auch der christlichen Gottes-

erkenntniß in den Herzen eine Bahn bricht und ein wahrhaft christliches Leben mächtig unterstützen wird. Der Heiland hat nicht blinden Dogmenglauben, nicht gedankenloses Plärren mit den Lippen gewollt, sondern eine Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit.

Desgleichen wird uns eine gesteigerte, das Volk mehr und mehr durchdringende Erkenntniß von dem Bau und den Verrichtungen des menschlichen Leibes auch mehr und mehr wieder zu einem natürlichen gesünderen Leben zurückführen. Die höhern Stände sind jetzt mäßiger und einfacher in ihrer Lebensweise geworden, weil ihnen die verderbliche, maßlose Schwelgerei einleuchtet; wie mancher Schaden und Uebelstand in der leiblichen Erziehung der Kinder in den niedern Volksclassen würde vermieden, wenn die Vorurtheile und die Unwissenheit der Eltern aufhörten. Darin mag Oersted Recht haben, daß wir jetzt im Ganzen gesünder leben, als früher, aber daß wir jetzt gesünder sind als früher, möchte ich auf keinen Fall behaupten. Das gesteigerte geistige Leben hat auch das Sitzen in der Stubenluft vermehrt, hat eine nervöse Reizbarkeit und Schwäche hervorgerufen, welche die früheren, rohern und derberen Zeiten nicht kannten; die Hast und Unruhe, mit welcher wir arbeiten und nach Erwerb jagen, die größere Genußsucht, die zu der einen Aufregung tausend andere hinzubringt, die Vermischung der Stände und das hierdurch erzeugte Treiben und Jagen zum Niveau Aller: das Alles sind mächtige Feinde, die unsere Gesundheit bestürmen, und zwar die geistige und gemüthliche nicht minder als die leibliche. So viel Unterleibskranke und Scrophulöse hat es wohl zu keiner Zeit gegeben als heut zu Tage; aber auch die Geisteskrankheiten

vermehren sich. Je klarer uns aber dieß zum Bewußtsein kommt, desto entschiedener müssen wir auch von Seiten der Schule zum Bessern wirken und die Noth wird uns zwingen, daß der Fortschritt zum Bessern geschehe. Wir wollen den Unterricht nicht in dem Sinne beschränken, daß wir ihn verflachen, die innerlich bildende Kraft ihm rauben, aber das maßlos ausgedehnte Wissensmaterial muß zusammengezogen werden, wir müssen die ganze Methode einfacher gestalten, wir müssen an Zeit gewinnen und die gewonnenen Stunden zu Spielen, Turnübungen und gemeinsamen Spaziergängen benutzen. Jede Schule muß einen freien, gesunden Spielplatz haben, wo möglich einen Garten zur Disposition; man sollte darauf denken, die Elementarlehrer dadurch besser zu stellen, daß man ihnen ein Stückchen Acker- und Gartenland anweise, das ihnen zugleich den Gehalt und die Gesundheit erhöhete und ein Mittel würde, die vernünftigen Grundsätze des Ackerbaues und der Baumzucht unter dem Volke zu verbreiten. Die gerügte und beklagte Schwächlichkeit der Lehrer würde sich von selber heben, wenn sie ohne Sorge ums tägliche Brod ihrem Berufe allein leben könnten. Das allgemein sich verbreitende Bewußtsein um das, was uns noth thut, muß die Verbesserung herbeiführen.

Darum reißet nicht die Entwickelungskette entzwei, ihr Herren und Gebieter der Schule, dränget auch nicht den Trieb nach Erkenntniß, der in allen Schichten des Volkes sich regt, zurück, sondern lenket ihn hin zum Guten und Wahren, damit er von den Schlacken der Selbstsucht sich reinige. Wir brauchen allerdings christlich gesinnte Lehrer von oben bis unten, aber man glaube nicht, die Christlichkeit durch Ministerialbefehle gebieten zu können, oder durch gewaltsames Niederdrücken der

Vernunft unter die Autorität des Glaubens. Christliche Bildung ist vor allen Dingen humane Bildung, die den ganzen Menschen durchdringt; alle Halbbildung und Vielwisserei blähet auf. Darum bildet namentlich die Volksschullehrer so, daß ihr Wissen in dem engeren Kreise sich vertieft, gebet ihm Mittel und Zeit, daß es in die Herzen dringen kann, und daß an die Stelle äußerer Dressur die innere des Geistes und Gewissens trete.

Beides zusammen, nicht Eins ohne das Andere! Die Kirche wird nur dann wieder ihre volle Macht über die Gemüther gewinnen, wenn sie nicht mehr feindlich der Wissenschaft sich gegenüberstellt, vielmehr die Entwickelung des erkennenden Geistes auch als ihr Lebenselement anerkennt. Die Wissenschaft aber wird von religionsfeindlichen Tendenzen, in welche sie durch den Dogmatismus der Theologen wie den Materialismus der Naturforscher gerathen ist, nur dann sich völlig befreien, wenn sie das Gottesgefühl nicht verliert und das Glauben als eine *Ergänzung des Wissens* anerkennen und achten lernt, so daß Eins dem Andern nicht widerspricht, sondern beide sich gegenseitig hebend und stützend *auf Ein und dasselbe Ziel wirken.* Nur in dem Maße, als dieß geschieht, werden wir aus dem leidigen Gegensatze eines todten Dogmenglaubens und eines nicht minder abstracten Rationalismus herauskommen und die Erfahrung machen, daß *wahre Aufklärung dem Glauben nicht entfremdet, sondern die Herzen dafür gewinnt.* Ein Glaube aber, der das Wissen zurückweist und vor der Aufklärung des Verstandes sich fürchtet, ist ein schlechter Glaube und kein Schaden drum, wenn er zu Grunde geht.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Grube, August W.

Studien und Kritiken für Pädagogen und Theologen Neue Reihe

Leipzig 1871